

Stadt
Bücherei
Elbing

Die Gartenlaube



Vom Ohr zum Herzen

Vera, Leipzig. Sie sind siebzehn Jahre alt und leben mit Ihrer seit Jahren verwitweten Mutter zusammen. Um mit einer kleinen Rente auskommen zu können, hat Ihre Mutter ein Zimmer an einen Dauermieter abgegeben. Jetzt ist Ihnen ein sehr gehässiger Matsch zugetragen worden, mit dem die Nachbarschaft Ihre Mutter und den Zimmerherrn verdächtigt. Obwohl Sie vor der Haltlosigkeit der Beschuldigungen überzeugt sind, leiden Sie darunter, ohne den Mut zu haben, mit Ihrer Mutter offen zu sprechen.

Wenn, wie Sie schreiben, Ihre Mutter sich über diesen Matsch so aufregen würde, daß Sie um ihre Gesundheit befürchtet sein müßten, welche ohnehin durch schweren Lebenskampf erschüttert ist, bleibt Ihnen nur ein Ausweg: so bald als möglich umzuziehen. Solange Sie in derselben Wohnung bleiben, müssen Sie immer damit rechnen, daß auch Ihre Mutter die Niedereien durch „liebe“ Nachbarn erfährt. Erst dann würde ich ganz allmählich die Mutter bei gelegentlichen Unterhaltungen auf dieses Thema bringen und sie zu überzeugen suchen, daß vor Matsch niemand sicher ist, daß man sich innerlich unabhängig machen muß vor böswilligen Meinungen. Sie scheinen ein tapferes Mädel zu sein, das das Herz auf dem rechten Fleck hat; so versuchen Sie jetzt, die äußere Leitung Ihres kleinen Haushaltes in die Hände zu bekommen und damit Ihrer müden und abgearbeiteten Mutter die Ruhe zu schaffen, die sie so nötig braucht. Sie schreiben: „ich weiß, daß diese Beschuldigungen unwahr sind, und ich kann darüber urteilen, denn wenn ich auch jetzt 17 Jahre alt bin, so hat Not und Frühe Arbeit unter fremden Menschen mich das Leben schon kennen gelehrt“; zeigen Sie nun auch Ihrer Mutter, daß Sie nicht mehr das zu behüten, zu pflegende Kind sind, sondern ein zuverlässiger kleiner Kamerad, dann wird Ihre Mutter die Lieblosigkeiten Fremder leichter überwinden und mehr Lebensmut gewinnen!

Inge S. Sie hatten in den ersten Jahren Ihrer Ehe schwere wirtschaftliche Kämpfe zu überstehen und haben deshalb Ihr Kind einer Tante zur Pflege überlassen, während Sie Geld verdienen müßten. Jetzt, wo das Kind sechs Jahre alt ist, steht Ihr Mann beruflich gesichert da, und Sie möchten Ihr Kind heimholen. Nun aber wehrt sich die Tante dagegen, weil ihr das Kind lieb sei wie ein eigenes.

Ich verstehe Ihren Konflikt, der ja nichts zu tun hat mit juristischen Zweifeln, denn Ihre Rechte sind unangreifbar. Es tut Ihnen weh, die Tante zu kränken, nachdem sie soviel Gutes für Ihr Kind getan hat, und Sie leiden darunter, daß man Ihnen jetzt Undankbarkeit vorwirft. Alle Rücksichten in Ehren, aber Sie müssen immer bedenken, hier handelt

es sich vor allem um die Rechte des Kindes. Ihre Tante ist heute eine alte Frau; wenn nun das Kind wirklich noch länger bei ihr bliebe, so wird es in absehbarer Zeit, bei ihrem Tode, ganz allein stehen, und weil es die innere Bindung an Sie nie gewonnen konnte, auf sich angewiesen sein in einem Alter, wo ein Kind die meiste Führung braucht! Dieser Gedanke schon muß Ihnen die Kraft geben, auf Ihrer Absicht zu bestehen, auch dann noch, wenn man Ihnen — ungerechterweise — Undankbarkeit vorwirft. Sie haben später immer noch die Möglichkeit, das Kind in den Ferien zur Tante zu schicken, aber auch damit würde ich warten, bis sich die Kleine ganz fest bei Ihnen eingelebt hat; man muß in solchem Fall alles dafür einsetzen, dem Kind einen inneren Zwiespalt zu ersparen.

Gisela. Sie sind seit drei Jahren verheiratet und klagen darüber, daß Sie soviel allein sind, weil Ihr Mann geschäftlich auf Reisen geht.

Ihnen möchte ich auf Ihren Brief hin vor allem eins sagen: Es ist doch zwecklos, über etwas Unabänderliches derartig zu klagen und sich noch selbst immer tiefer in Kummer und Verbitterung hineinzureden. Nicht fruchtlos klagen also, sondern lieber darüber nachdenken, wie Sie die Zeit des Alleineins am besten ausfüllen und dafür sorgen, daß die Zeit des Zusammenseins um so schöner wird. Denn wenn Sie Ihrem Mann bei seiner Heimkehr nur vorwerfen, wie schwer Ihr Leben ist, nehmen Sie ihm ja alle Arbeitsfreude und verleiden ihm noch seine Häuslichkeit. Wenn Sie ein Kind hätten, würde Ihr Leben ganz anders aussehen; aber Sie fürchten ja die wirtschaftliche Mehrbelastung. Lassen Sie sich warnen! Sehr viele Menschen sagen heute: erst das Auto, und dann das Kind. Aber das Auto läßt vielleicht Jahre lang auf sich warten und kommt überhaupt nicht, und die Zeit vergeht, und plötzlich stehen zwei alternde Menschen voreinander, fühlen, wie unheimlich still und groß ihr Haus ist und müssen erkennen, daß sie auf das kostbarste Gut verzichtet haben, das die Ehe vielleicht zu geben hat. Gewiß soll man sich heute mehr denn je der Verantwortung gegenüber den Kindern bewußt sein, aber es ist ja nicht wahr, daß Kinder nur von Luxus umgeben glücklich sind.

Herbert Gr. Ihr häuslicher Frieden wird durch eine Eigenschaft Ihrer Frau gestört: sie ist nachtragend. Auch nach kleinen Mißstimmigkeiten kann sie taglang grallen, und wenn Sie ihr in aller Ruhe das Verhalten vorwerfen, so erklärt Ihre Frau diese Eigenschaft als „Charakter“: es sei charakterlos, immer gleich wieder zu verzeihen, Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, usw. usw. heißen ihre Argumente.

Ich muß Ihnen recht geben, diese Argumente sind wahrscheinlich letzten Endes nur Selbstschuldigungen. Gerade an einer Frau verlebt es doppelt, wenn sie nicht gütig, nicht nachsichtig sein kann. Und dann: es ist doch so töricht, sich das schwere Leben durch kleine Mißstimmigkeiten unnütz zu belasten, indem man aus der Müke gleich einen Elefanten macht!

Stillvergnügs...

genießt er die Wohltat des ärztlich und klinisch empfohlenen Vasenol-Wund- und Kinder-Puders! — Der fett-haltige, völlig reizlose Vasenol-Wund- und Kinder-Puder hält die Haut des Säuglings gesund und trocken; er verhindert zuverlässig Wundsein, Rötungen und Entzündungen. — In jede Kinderstube gehört deshalb:

Vasenol

WUND- U. KINDER- PUDER

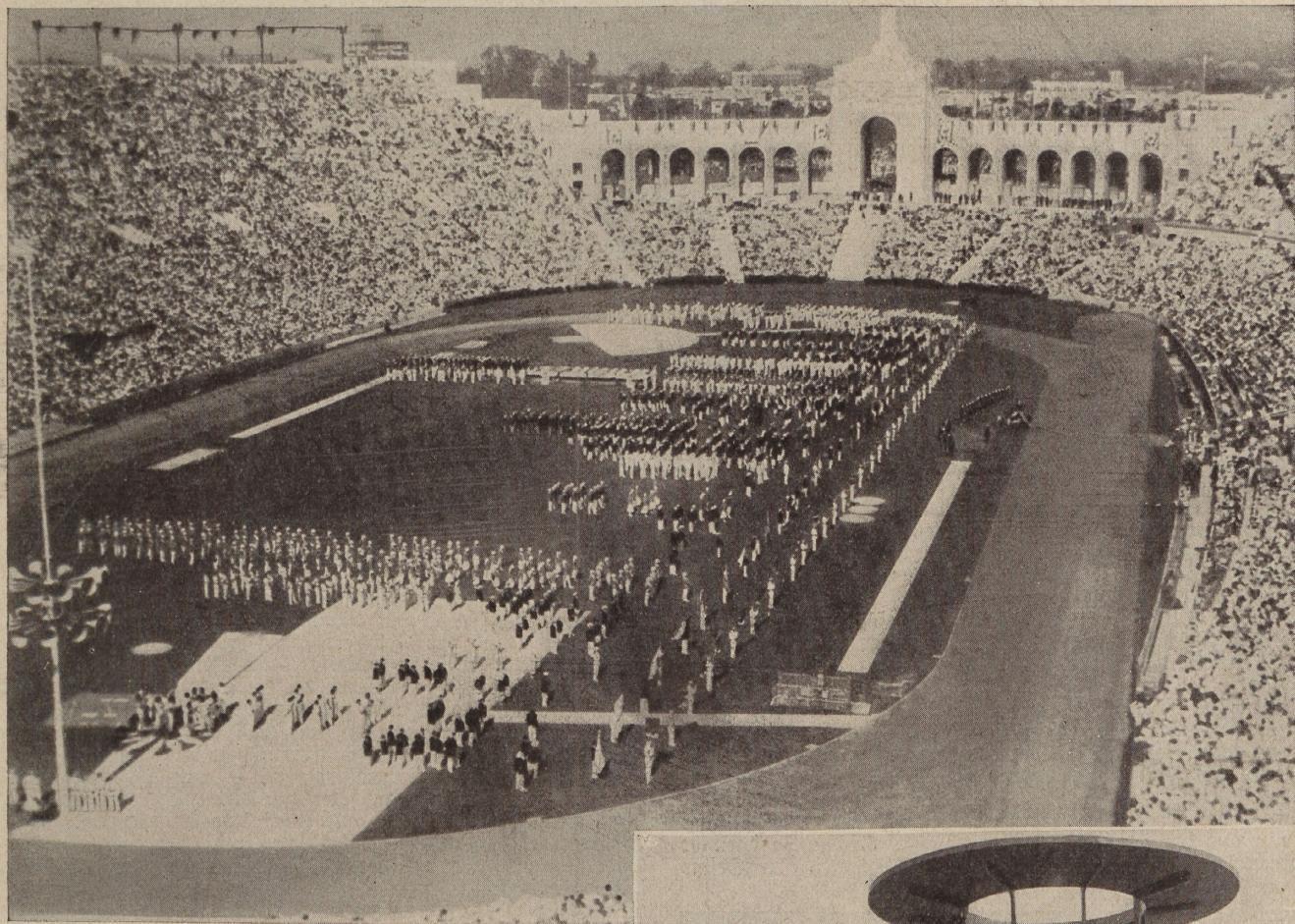
Togal-Tabletten
haben sich hervorragend be-währt bei
Rheuma / Gicht Nerven-Schmerzen
Ischias, Hexenschuß und Er-kältungskrankheiten. Löst die Harnsäure und ist stark bak-terientötend. Über 6000 Ärzte-gutachten! Vollkommen unschädlich! Frag. Sie Ihr. Arzt. Ein Versuch überzeugt! In all. Apoth. Ermäßigt. Preis M. 1.25. 12,6 L., 0,46 Chin., 74,3 Ac. ac. sal.

Der Stellenvermittler der „Gartenlaube“

wird an stellungsuchende Hausangestellte
kostenlos versandt!

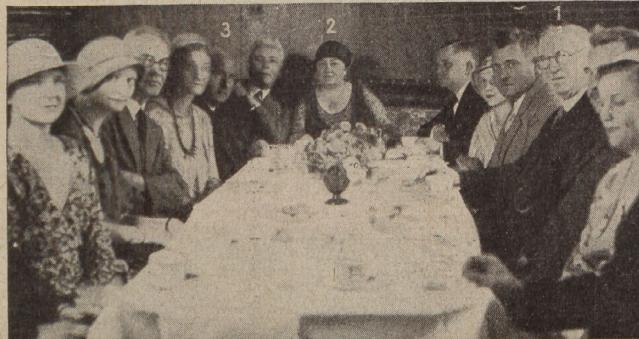
Verlangen Sie im Bedarfsfalle Zusendung von der Anzeigen-Abteilung der „Gartenlaube“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35. — Für Portoauslagen sind 20 Pfg. (in Briefmarken) einzusenden. — Die Zusendung des „Stellenvermittlers“ erfolgt für die Dauer von 5 Wochen-

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal. Überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einführung der „Gartenlaube“ in den Vereinsfach darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespaltene Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G. m. b. H. Hauptverleitung: Heinrich Meissner in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Dömgasse 4. Für den Anzeigenstellvertreterlich: A. Pieniak, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Eingaben sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag



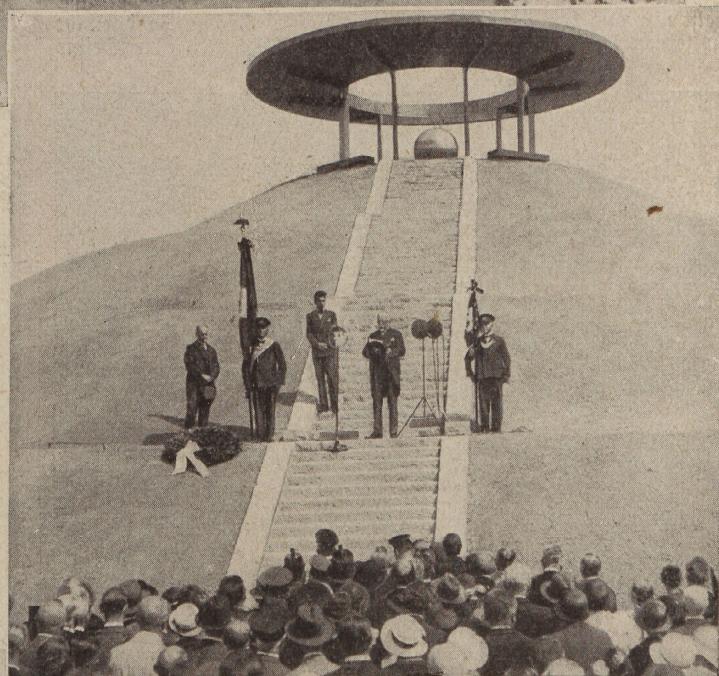
Eröffnung der Olympia

Feierlicher Aufmarsch der Nationen im Stadion von Los Angeles



Anlässlich des Besuches von Mr. Gustav Oberländer fand ein Empfang im Berliner Hegel-Haus statt. Der durch seine Stiftungen bekannt gewordene Deutsch-Amerikaner (1) mit seiner Gattin (2), seinem Freund, Geheimrat Wiegand (3) und den hiesigen Oberländer-Stipendiaten beim Festmahl

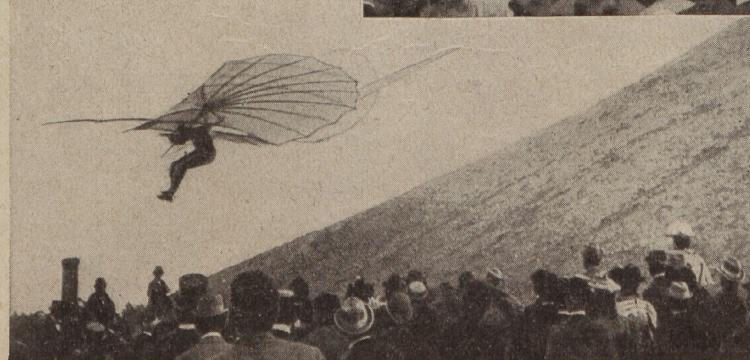
Aufn. Rembrandt



Weihe eines Lilienthal-Denkmales am Karpfenteich in Lichterfelde-Ost

Auf dem historischen Hügel, von dem der „Altmeister der Fliegerkunst“ seine ersten erfolgreichen Versuche unternahm, wurde jetzt eine Gedenkstätte errichtet. Unter den zahlreichen Ehrengästen war auch der Bruder Gustav Lilienthal anwesend, der vor nahezu 70 Jahren gemeinsam mit Otto die ersten flugtechnischen Arbeiten begann.

Links: Einer der Gleitflüge des Erfinders im Jahre 1896



Streit um den Gran Chaco

Von P. Noél

Mit Aufnahmen des Verfassers

Der wiederentfachte Konflikt zwischen Bolivien und Paraguay um den Besitz des Gran Chaco macht die folgenden Ausführungen besonders zeitgemäß.

Während man in der Welt beständig von Frieden redet und Krieg führt, sind die Gewehre der bolivianischen und paraguayischen Grenzpatrouillen unten in Südamerika losgegangen.

Seit 130 Jahren geht nun schon der Streit um diesen sogenannten „Gran Chaco Boreal“ (Nördlicher Großer Jagdgrund) zwischen Bolivien und Paraguay. Das heißumkämpfte Gebiet liegt zwischen den Flüssen Pilcomayo und Paraguay im Südosten Boliviens und ist seit der Unabhängigkeit von der spanischen Krone im Jahre 1810 ein ewiger Unruheherd in Südamerika gewesen. Paraguays Territorium wurde im Jahre 1870 nach dem Kriege mit Argentinien, Brasilien und Uruguay, der fünf Jahre lang dauerte, allgemein anerkannt. Besonders interessant ist es, daß in diesem Kriege beinahe die Gesamtbevölkerung Paraguays, die 1865 noch 1 300 000 Menschen betrug, bis auf 100 000 Mann dezimiert wurde. Kinder von 11 Jahren und eine Amazonengarde, wie sie auch jetzt wieder gebildet wurde, nahmen an den Kämpfen teil. Es kommen heute noch drei Frauen auf einen Mann in Paraguay.

Bolivien und Paraguay haben in den letzten Jahren wiederholt wegen des strittigen Gran-Chaco-Gebietes verhandelt. Ein Erfolg blieb aus, so daß es den Anschein hat, als ob der schwedende Konflikt durch die Waffen gewaltsam zur Lösung gebracht werden sollte.

Gran Chaco Boreal? Ein vager Begriff, den man bei uns meist nur aus den Karl-May-Büchern kennt. Großer Jagdgrund: In seinen berüchtigten, undurchdringlichen Wäldern, die „Grüne



Durch weglosen Urwald im Gran Chaco. Das reiterlose Pferd ist mit Lebensmitteln und Medikamenten beladen, die im Gran Chaco unerlässlich sind

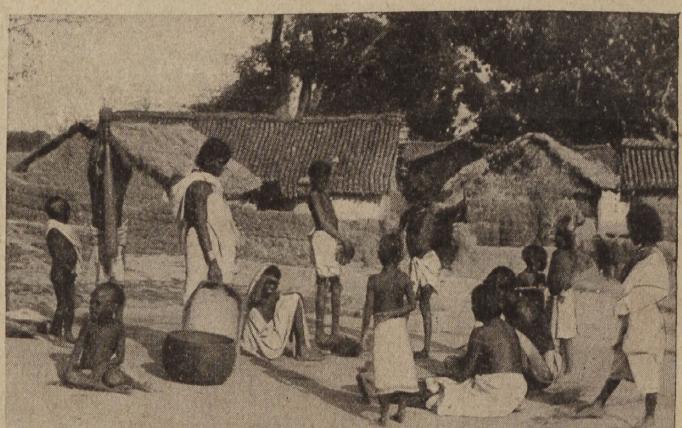
Hölle“ genannt, leben bis heute sehr wilde Indianerstämme — die Yanaigas, die Samuos und die Siriones. Der Haß dieser Urwaldkinder gegen die Weißen ist unversöhnlich, denn die dortigen Ansiedler schießen ohne jegliche Veranlassung jede wilde Rothaut nieder, sei es nun Mann, Frau oder Kind. Traurige Erfahrungen und der Selbsterhaltungstrieb der dortigen Kolonisten zwingt sie zu handeln; denn die Indianer sind heimtückisch, schleichen sich ungeschen an die Siedlung der Weißen heran, überraschen alljährlich Forschungsreisende und sind, ehe sie überhaupt bemerkt werden, wie vom Erdboden verschwunden. Nur ein Pfeilhagel für ihre Opfer gibt Zeugnis von ihrem Besuch. So ein Indianerpfeil — vergiftet oder nicht vergiftet — durchschlägt mühelos wie eine Kugel einen Menschen, wenn er nicht gerade auf einen Knochen aufprallt. Die Siriones gehören zu den gefährlichsten, wildesten der Indianer Südamerikas. Sie sind ausschließlich im mittleren Tiefland des bolivianischen Gran Chaco, weitab von jeder anderen menschlichen Behausung, anzutreffen. In primitivster Weise leben sie in ihren Dörfern in armeligen Hütten und ernähren sich von Mais, Fischen und Chaco-Wild.

Die gewaltigen Überschwemmungen im Sommer, die darauf folgende Trockenheit, die vernichtende Glut der Winterhitze und das mörderische Klima, von Fieber geschwängert (Malaria — Gelbes Fieber), Sandflöhe, große Chaco-Almeisen, die den Menschen erblinden lassen, wenn sie bis ins Gesicht vordringen können, blutdürstige Moskitos, Jaguare, Tiger, wegeloser, undurchdringlicher, dorniger, sumpfiger Urwald und nicht zuletzt das feindliche Verhalten der Indianer gegen die Weißen erschweren natürlich die wirtschaftliche und wissenschaftliche Erforschung des weiten Gran Chaco ungemein.

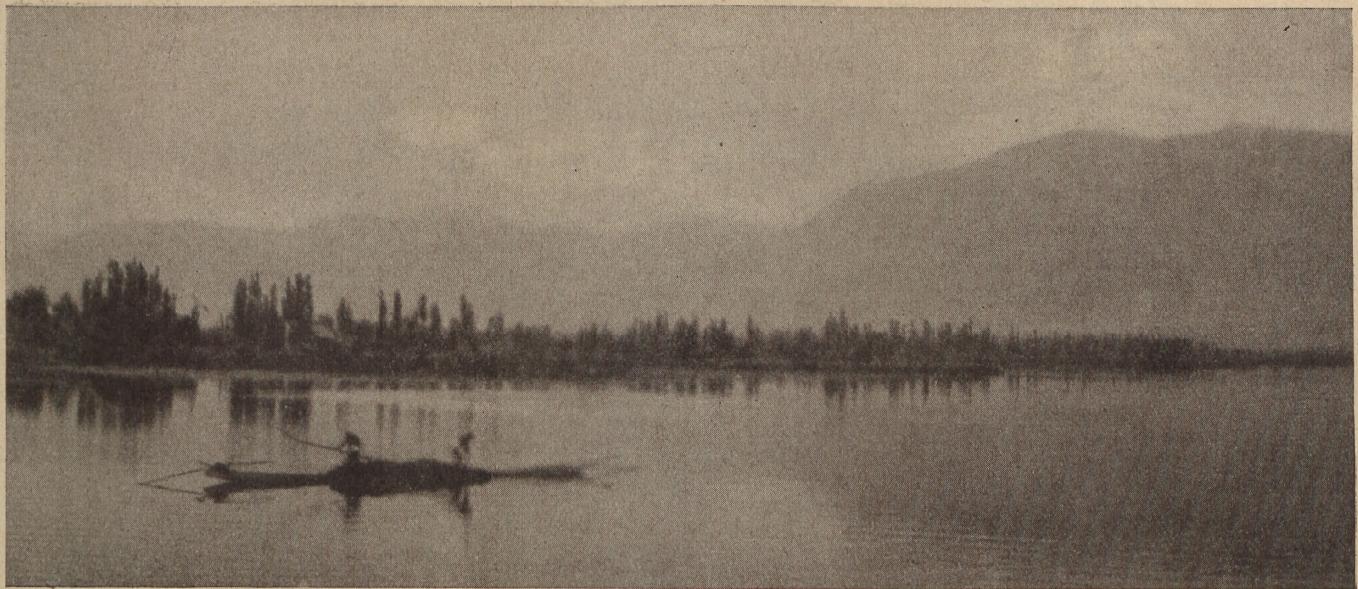
Wiederholt haben kühne Forscher große Expeditionen in die Grüne Hölle ausgerüstet, jedoch alle sind an dem vernichtenden Pfeilhagel der Indianer gescheitert, die unweigerlich jeden Weißen



Sumpfgegend mit mörderischem Klima



Typisches Indianerdorf. Die Chacoindianer sind besonders wilde Stämme und schon mancher Forschungsexpedition zum Verhängnis geworden



Indianer auf dem Paraguayfluß mit eigenartig gebautem Boot. Im Hintergrund die Kordilleren

töten oder abschlachten. Unerbittlicher Urwaldhäß! Das Eindringen in die Stille der ihnen heiligen Waldeinsamkeit muß jeder Eindringling mit der Tode bezahlen.

Friedlicher sieht es an den Ufern des Paraguay-Flusses aus, wo mehrere deutsche Siedlungen, wie "Hohenau" und "Nueva Germania" liegen. Die deutschen Kolonisten betreiben in der Hauptsache Landwirtschaft und Viehzucht und sammeln die kostbaren Hölzer des Quebrachobaumes (Eisenholz), die die mannigfaltigste Verwendung finden. Die Quebracho-Industrie ist in Paraguay der bedeutendste Erwerbszweig (Tanninfabriken). Späterhin haben sich auch die Mennoniten, die aus Kanada eingewandert sind, mitten in dem Chaco angesiedelt und, ungeachtet des mörderischen Klimas, des Sumpf- und undurchdringlichen Dornendickichts der Grünen Hölle und der teuflischen Indios ein gutes Stück Land der Kultur erschlossen.

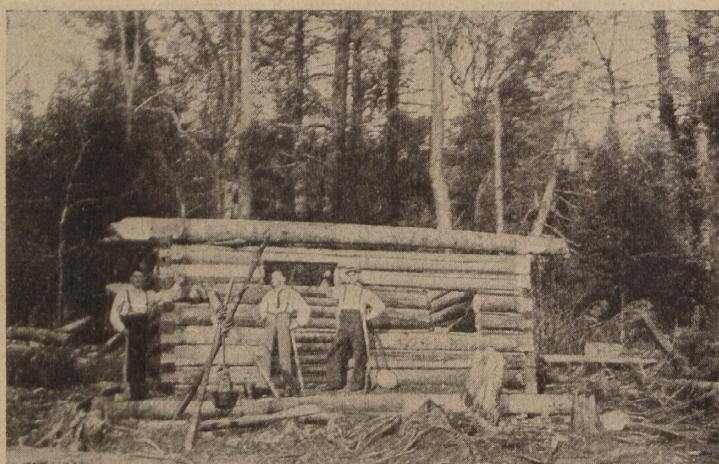
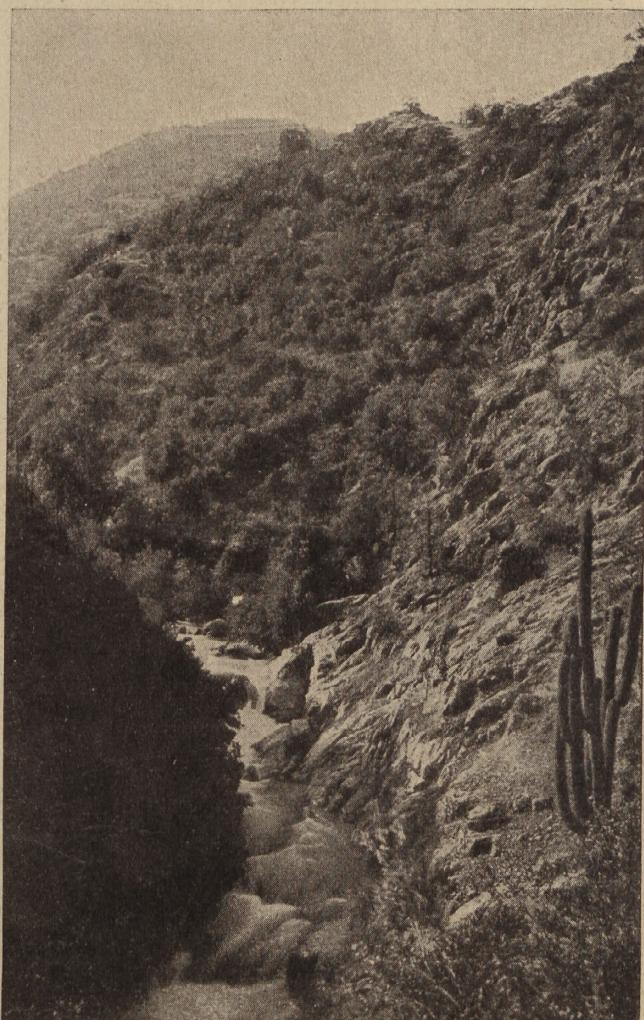
Um was geht es nun eigentlich in diesem anscheinend wertlosen Gebiet des Gran Chaco? In seinem Westen sind von der Standard-Oil ergiebige Petroleumvorkommen festgestellt worden und schon hat die Jagd nach dem flüssigen Gold mit großer Hartnäckigkeit begonnen.

Der Hauptgrund jedoch für die jüngsten kriegerischen Ereignisse ist der Drang Boliviens zum Meer. Das Land ist auf peruanische und chilenische Häfen angewiesen. Deshalb betont Bolivien jetzt immer stärker, wie notwendig es für sein Land sei, einen Zugang zum Meer zu bestehen. Sein Hauptinteresse richtet sich heute nach dem Osten Boliviens, wo es im Paraguay-Fluß, dem Hafen von Bahia Negra und seiner Umgebung, die Zufahrtsstraße zum Atlantischen Ozean sieht. Die Kontrolle über diesen großen Fluß zu gewinnen, ist heute Boliviens Ziel.

Es geht also nicht um die 537 000 Quadratkilometer des

Gran Chaco allein, sondern um den ersehnten Hafen und um Petroleuminteressen.

Da im Augenblick die Feindseligkeiten eingestellt worden sind, so besteht die große Hoffnung, daß es bei der Kriegsleidenschaft der beiden Länder bleibt. Das erneute Aufslackern der Kriegsfackel in Südamerika würde unermehliches Elend über den ohnehin schon notleidenden Erdteil bringen.

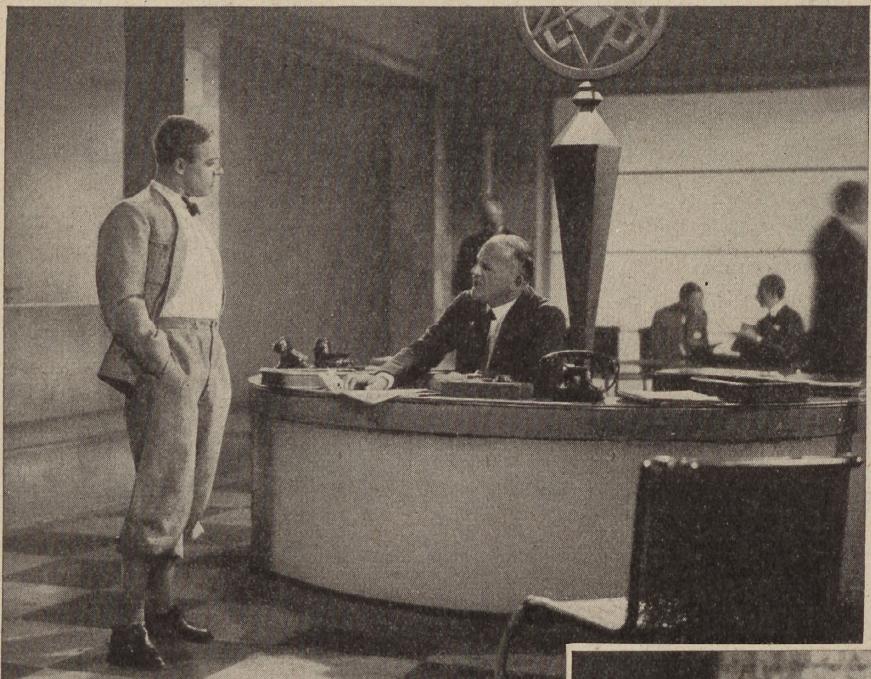


Deutsche Kolonisten, die sich am Paraguayfluß ansiedeln wollen, bauen sich im Gran Chaco ein Blockhaus zum Überwintern

Kordillerenlandschaft in Bolivien am Ausgang des Gran Chaco

Aus neuen Ufa-Tonfilmen

Aufnahmen:
Ufa



Toni van Eyck in dem Ufa-Tonfilm „Strich durch die Rechnung“. — Links: Heinz Rühmann in einer Szene desselben Films, in dem er einen Radrennfahrer spielt



Die kleine Frau Eva (Lilian Harvey) macht ihrer Zofe (Flockina von Platen) eine Szene. — Links: Der Auftritt des Varietéartisten Quick (Hans Albers)



Lilian Harvey in ihrer Schilfgarderobe bei Freilichtaufnahmen an der Havel zu dem Ufa-Tonfilm „Ein blonder Traum“



Ein lustiges Trio aus demselben Film mit Willy Forst, Willy Fritsch u. Paul Hörbiger (von links nach rechts)



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

* Illustrirtes Familienblatt *

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Das diamantene Herz

ERZÄHLUNG VON MAX MOHR

1. Fortsetzung

III.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis der kleine Schmuck seinen Käufer fand. Aber während dieser wenigen Minuten ging die Freundschaft zwischen Alexander Schillinger und Lorenz Melcher in die Brüche.

Schillinger behauptete später immer wieder, es wäre eine kindische Eifersuchtsgeschichte gewesen, die ihn mit Melcher auseinandergebracht hätte. Sie hätten sich komischerweise, zwei abgebrühte und hoffnungslose Junggesellen, in der gleichen Minute in das gleiche weibliche Wesen verliebt. Und die Weiber wären bekanntlich alle miteinander schlimme Luder, zu nichts anderem auf der Welt, als um die schönen Bünde der Männer zu zerstören, gleichviel, ob im Bett oder ob vor einem alten Gobelín stehend, die Hand am Herzen.

Melcher war anderer Ansicht und mußte es ja wohl auch besser wissen. Denn von ihm ging die plötzliche Entfremdung aus, die sehr bald nach diesem Nachmittag dazu führte, daß man sich ganz aus den Augen verlor, ohne Ausprache und ohne Krach, aber um so entschiedener. Indessen Melcher äußerte sich niemals darüber, wenn er von gemeinsamen Bekannten gefragt wurde.

Und Barbara Offerton blieb vollkommen ahnungslos. Sie bekam zwar mit den beiden Herren am Fensterbrett zu tun, doch sie erfuhr nichts von dieser intimen Freundschaft und ihrem Bruch.

Sie stand noch immer in ihrer Heiligenstellung vor dem Gobelín, während der Auktionator bereits wieder Dinge ausrief, die ihr gleichgültig sein mochten: Möbelstücke, Vasen, Bestecke. Ihre Augen sahen vermutlich nicht den kleinen Mann im Schwabenschwanz, auf den sie starrten, sondern irgendwelche Luftgebilde, die mit dem diamantenen Herzchen zusammenhingen.

Hatte ihre Mutter diesen Schmuck getragen? War es das erste Glitzernde gewesen, das sie als Kind in den Händen gehalten hatte, wenn es über ein würdiges Taftkleid niederbaumelte? Und jetzt riß es irgendein eiskalter Händler an sich, für den nur der Metallwert und der Splitterwert galt.

Nein, sie hatte gar nicht bemerkt, woher der Schmuck gewandert war. Einer von den beiden Jünglingen, die am andern Ende der Fensterseite standen, hatte ihn erworben. Die beiden Freunde hatten es bemerkt. Es war ihnen beiden ein wenig lächerlich vorgekommen; denn dieser Jüngling schien eher für die Tabaksdosen und Frackhemdenknöpfe von Papa Offerton bestimmt als für das Herzchen der Mama. Und als Melcher wenige Minuten später, nachdem er bereits wieder dem Mädchen zugelacht gewesen war, den Kopf nach Schillinger wandte, war der Freund von seiner Seite verschwunden.

Er sah ihn drunter bei dem Jüngling stehen, bei dem Käufer. Es wurden gerade einige Verbeugungen ausgetauscht, die von beiden Seiten ziemlich peinlich wirkten. Dann tuschelte man miteinander. Dann wandte Schillinger den Kopf verstohlen nach dem Wandteppich zurück und vergewisserte sich, daß das Mädchen ihn nicht sah. Dann zog er seine Brieftasche, zerrte ein paar Scheine heraus und reichte sie dem Jüngling. Der nahm sie mit dem gleichen affigen Lächeln, mit dem sie gereicht wurden, in Empfang und gab dafür den Schmuck ab.

Es geschah ganz unauffällig. Die Hände der beiden Herren, die diesen Tausch besorgten, wurden während der ganzen Szene nicht über die Hüften erhoben. Das war vermutlich während des Getuschels verabredet worden. Und tatsächlich: Außer Melcher sah's kein Mensch im ganzen Saal. Dann kamen wieder zwei peinliche Verbeugungen, der Handel war zu Ende; Schillinger blieb noch eine Zeitlang neben dem Jüngling stehen und tat, als wäre nichts gechehen.

Zuerst lächelte Melcher. Er wußte Bescheid. Der Freund wollte das Herzchen haben, um es dem Mädchen zurückzugeben. Nicht jetzt wollte er es ihr überreichen, nicht vor dieser erbarmungslosen Bande hier, sondern später einmal, bei irgendeinem Wiedersehen. Und ein Wiedersehen ließ sich ja wohl herstellen, wenn man es darauf anlegte, so oder so? Schillinger hatte genau so gut wie er selber bemerkt, daß das Mädchen besonders stark an diesem kleinen Ding hing, aber er hatte sich geschämt, es vor ihren Augen

von dem Auktionator zu erwerben. Er zahlte lieber ein tüchtiges Draufgeld an den diskreten Jüngling. Was war dabei?

Nichts war dabei. Eine brave kleine Liebesgeschichte bahnte sich hier an. Von Eifersucht konnte keine Rede sein. Und doch verschwand das erste Lächeln sehr bald von Melchers Zügen und machte einem schlimmen Ausdruck Platz. Sowohl Schillinger wie Barbara Offerton wären vielleicht erschrocken zurückgefahren, wenn sie in diesem Augenblick auf ihn gesehen hätten. Aber die sahen beide nichts, die waren beide ganz mit sich selber beschäftigt.

Wirklich, es war keine Eifersucht, was ihn bewegte. Er hatte sich nicht in die Gestalt am Gobelint verliebt. Ein anderer Herzschlag als der Herzschlag der Liebe riss ihn plötzlich dahin, weg von dem Freund, dem Mädchen zu.

Er sah sie umworben von Schillinger; das diamantene Herzchen war der Kuppler. Er sah sie überwältigt von dem Mann, den ihre Hilflosigkeit bezaubert hatte. Und warum denn nicht? War denn nicht Schillingers Liebe ein Glückfall ersten Ranges in ihrer armeligen Lage, ein Großes Los? Und Schillinger war noch lange nicht der schlechteste Chemann Hamburgs. Und war's nicht Schillinger, dann war's ein anderer Mann: vielleicht er selber, Lorenz Melcher, vielleicht der Prinz of Wales oder der Maharadscha von Bibabo. Also würde sie eines Tages verheiratet sein, das Besitztum eines Mannes, Leib und Seele; denn sie würde sich ganz und gar ergeben, wenn sie sich endlich ergab; das sah man ihr an, wie sie hier stand: eine reine und endgültige Gattin. Und dagegen sträubte sich jetzt etwas Gewaltiges in ihm auf. Man hätte es sein Bagabundisches heißen können, wenn man's nicht eine unbändige Freiheitslust heißen wollte.

Sonderbar: Er war bisher stolz wie ein Gockel auf sein eigenes Geschlecht gewesen und kritisch wie ein Schulmeister gegenüber den tausend Untugenden des weiblichen Geschlechts. Jetzt stand er mit einem Schlag ganz und gar auf der Seite der Frauen. Entweder deren Herren oder deren Sklaven waren die Männer, mit denen sie sich verbündeten; alles andere war Bluff und Humbug. Er aber wünschte den Frauen weder dies noch jenes. Barbara Offerton jedenfalls sollte keinen Sklaven bekommen, keinen Fettbauch, keinen Bubi, keinen Geldverdiener und Schwerarbeiter, aber auch keinen Herren, der ihr das Herzblut aussog. Nein!

Einen Sklaven würde sie wohl selber nicht nehmen, dazu war sie zu stolz? Aber auf einen Herren könnte sie hereinfallen in ihrer hingebungsvollen Art? Und dieser Herr würde ihr alsbald das Herzblut aussaugen, wie ein Vampir. Wie denn anders? Die Männer vermochten ja gar keine andere seelische Nahrung mehr zu finden als das Herzblut ihrer Frauen.

Wahrhaftig, bei Gott dem Allmächtigen, arbeitslos und berufslos waren die Männer geworden, alle miteinander, auch wenn sie wirklich noch in einem Beruf standen, in irgendeinem Betrieb. Nur noch zum Schein betrieben sie ihre Sachen und ihre Maschinen, ihre Wissenschaft und ihre Wirtschaft. Je betriebsamer, um so verlogener, damit sie nicht zugeben müssten, wie überflüssig sie geworden waren. Ein paar Landwirte waren noch notwendig, ein paar Ärzte, ein paar Musikanter, und der ganze übrige Männerbetrieb war nur noch da, um betrieben zu werden. Ein Kreislauf für verzweifelte Clowns, und die Erdkugel würde sich ruhig weiterdrehen, wenn er plötzlich stillstände. Ein elendes Hin und Her für Drohnen, die man nach der Begattung töten müßte, und die Wiesen würden auch ohne sie weiterblühen und den Honig des Lebens weiterliefern.

So wenigstens konnte es in den Augen eines Bagabun-

den ausssehen, wenn eine helle Sekunde über ihn kam. Aber dazu gehörten schon gar keine hellen Sekunden mehr, um zu sehen, daß Schillinger und die anderen Männer seines Schlages die tiefe Sinnlosigkeit des männlichen Da-seins, in die sie geraten waren, an ihren Weibern quittmachten. Ja, an den stärkeren Naturen machten sie's quitt, an den unsterblichen Müttern, vor denen sie sich aufs Postament ihrer Männerwichtigkeit stellten, denen sie das Herzblut aussaugten mit ihrer Männerlüge, die sie dauernd zu dieser Männerlüge vergewaltigten, auf Schritt und Tritt vergewaltigen mußten, oder es war aus mit ihnen.

Kezerische Gedanken für einen Mann! Und kezerische Gedanken für einen Freund, während der Kauf des Herzchens so süß und diskret vor sich ging! Und sinnlose Gedanken! Konnte ein kleiner Assistenzarzt den Lauf der Welt aufhalten?

Vielleicht konnte er's! Zum mindesten konnte er Schillinger den Trick stören. Und zum allermindesten konnte er das mächtige Gefühl der Freiheit, das ihn plötzlich erhob, die klare Sicht, die ihm plötzlich geschenkt war, die Vision von Meeren und Walen, die ihm nun erschien, und das gewaltige Menschenherz über dem unendlichen Gewässer und dem spielenden Getier, und der dicke Nebel zerriß, und man sah die zweite Sonne und den zweiten Mond des Lebens, — zum allermindesten konnte er diese seltsame Sekunde des Durchbruchs grade so seltsam benutzen, wie es ihm gut dünkte.

Und wenn das arme Mädchen erschrak? Wenn sie ihn für einen Wahnsinnigen hielt? Ach, dann war ja auch nicht mehr viel verloren als ein wenig Kavalierhaltung und Gentlemanwürde — er pfiff darauf! Mit zwei festen Schritten, wie getrieben, stand er plötzlich neben ihr.

Sie erschrak nicht. Sie hielt ihn auf den ersten Blick vermutlich für einen neuen Herrn Görre, für einen anderen Händler, der sich bei der Tochter des Hauses nach irgendeinem ersteigerten Stück erkundigen wollte. Sie sah ihn mit ihren blanken Augen wie ein Schulumädchen an, ohne etwas zu sagen, als er ihr zunickte.

„Guten Tag!“ Seine Stimme klang ihm selber fremd.

Sie betrachtete ihn aufmerksam, dann sagte sie ebenfalls: „Guten Tag!“

„Trauern Sie nicht länger diesem Herzchen nach, wenn ich Sie bitten darf!“

„Bitte schön?“ kam es zurück, sehr leise, sehr scheu.

Nun hielt sie ihn wohl doch für einen Wahnsinnigen? Und die helle Woge verebbte, das Meer und die Wale? „Wissen Sie, was Sie wissen müssen?“ fragte er heiser, eine blödfinnige Frage.

„Bitte schön?“ machte sie wiederum und lächelte ein wenig.

„Dass Sie selber ein diamantenes Herz haben“, stieß er hervor, „und das kann Ihnen kein Mensch nehmen! Sie müssen es nur wissen, richtig wissen!“

Vielleicht nahm sie's jetzt doch einen Augenblick lang für irgendeinen plumpen Überfall? War's doch die unverschämte Einleitung zu einem Geschäft, Geldgeschäft oder Liebesgeschäft? Aber dann sah sie wohl doch noch etwas anderes an ihm, ein letztes Zipfelchen seiner Vision, denn sie beugte sich ein wenig vor und lauschte.

„Sie müssen es nur richtig wissen und sich darauf verlassen und es keinem Menschen übergeben. Keinem Menschen, hören Sie? Keinem Mann! Nicht heiraten, keinen König und keinen Lakai, keinen Bettelmusikanten und keinen Waldfischänger! Sie können sich ja hie und da einen Geliebten nehmen und Kinder kriegen, soviel Sie wollen; dagegen ist nichts zu sagen.“

Sie stand ganz steif da und öffnete ein wenig die Lippen, aber sie sagte nichts.



Abbruchviertel in Hamburg * Radierung von Frieda Gold

„Es ist und bleibt Ihr eigenes diamantenes Herz. Es gehört Ihnen ganz allein. Es ist stärker als die ganze Erdkugel.“

Er fühlte, während er sprach, wie die helle Welle sich immer weiter von ihm zurückzog. Er fühlte, wie der Nebel vor der zweiten Sonne wieder dichter wurde, zum undurchsichtigen alten Menschennebel wurde, und auch dies: wie lächerlich er vor diesem Mädchen stand und wie vergeblich das alles war. „Stärker als die ganze Erdkugel samt dem Mond!“ hörte er sich noch sagen. Dann verbeugte er sich wie ein ungeschickter Gymnasiast und schritt aus dem Saal.

Wenn er sich nicht irrte, hatte sie ihm noch etwas nachgerufen? Ein klares und klängendes: „Vielen Dank!“, wenn er sich nicht irrte? Aber das gehörte wohl noch zu seinem Anfall von Geistesstörung? Er war außer sich vor Wut über sich selbst.

Er stolperte über einen von den aufgerollten Teppichen in der Diele und trat vors Haus. Er rauchte sich eine Zigarette an und beschloß, sofort nach Hause zu gehen, ohne Abschied von Schillinger. Er wollte dieses Erlebnis so schnell wie möglich vergessen. Er war jedoch noch keine drei Häuser weitgewandert, da hatte Schillinger ihn eingeholt.

„Oho? So eilig?“ rief er und trat im gleichen Schritt an seine Seite. „Na, du alter Gauner? Was hast du denn mit dem hübschen Mädchen ausgemacht, weil du's plötzlich so eilig hast?“

„Ich hab' mit ihr ausgemacht“, erwiderte Melcher, „dass sie nicht auf Herrn Schillinger hereinfallen soll, wenn er eines Tages mit seinem gekauften Herzchen vor ihrem wirklichen Herzchen angerückt kommt.“

Schillinger lachte.

Sie marschierten schweigend nebeneinander her, bis sie zur inneren Stadt kamen und die Wege sich trennten.

IV.

Barbara Offerton hatte dem Herrn, der sie angesprochen hatte, eine Weile nachgeblickt. Dann war ein anderer Herr an ihr vorbeigekommen, den sie ebensowenig kannte wie jenen, und hatte sich ebenfalls vor ihr verbeugt, aber ohne etwas zu sagen, und war ebenfalls aus dem Saal gegangen. Heute schwirrte alles durcheinander, das ganze Leben! Sie ging nun selbst aus dem Saal und stieg die kahle Treppe zum ersten Stock hinauf.

Sie trat in das frühere Kinderzimmer, welches über dem Versteigerungssaal gelegen war. Sie stellte sich gedankenlos mitten in das ausgeräumte Zimmer und summte ein bisschen vor sich hin. Dann ging sie ans Fenster und holte ihren Zettel aus der Tasche, um nachzusehen, was jetzt not tat.

Das war ein schrecklicher Zettel. Er war kreuz und quer vollgekratzt mit einer Unmasse wichtiger Verpflichtungen: lauter Stichwörter, und jedes einzelne Stichwort ein Ge- spenst für sich. Kartoffeln bestellen, Martins Wäsche durchsehen, die Vorladung nicht vergessen, Donnerstag früh neun Uhr Zimmer soundsoviel, nochmal mit Onkel Fred wegen Martin sprechen, der Milchmann, die Blumenrechnung, das Geld von Tante Anna abholen, die Telefonnummer für den Mann mit dem Grabstein, die Puppe für Suji.

Die Puppe für Suji stand ganz klein in der Ecke. Das drängte am wenigsten. Das wichtigste war, noch mal mit Onkel Fred wegen der Stellung des Bruders zu reden. Onkel Fred musste Martin ins Geschäft nehmen; er musste es tun, er musste es tun, er musste es in Erinnerung an Mama einfach tun, auch wenn er Martin für einen Windhund hielt. Der Junge brauchte nur eine feste Hand über sich, dazu ein bisschen Liebe und Anerkennung, dann würde er schon ein brauchbarer Mensch werden. Hatte Mama ihn nicht auch durchs Gymnasium gebracht, obwohl die ganze

Familie nicht dran glauben wollte? Hatte er heute nicht hoch und heilig versprochen, in dieser Saison keinen Tennis-schläger anzurühren, obwohl er auf der Rangliste stand? Onkel Fred mußte es tun, er mußte es einfach tun; sie würde es erreichen. Und Mama würde im Himmel Bravo dazu klatschen: Bravo, meine kleine Barbara!

Es ging alles; nur immer hübsch der Reihe nach, nicht den ganzen Zettel auf einmal! Morgen war wieder ein neuer Zettel voller Gespenster da. Heute wurde erst mal die Puppe für Susi besorgt. Gerade! Gerade weil dieser Posten nur ganz winzig und nebensächlich dabeistand! Ach, darum hatte es sie in das alte Kinderzimmer heraufgetrieben?

Das Paket mit der Puppe lag in einer Ecke des leeren Zimmers, neben einer kaputten Dienstmädchenmatratze, die kein Mensch mehr haben wollte. In diesem Paket befand sich außer der Puppe — einem zerbeulten Baby, das seit fünfundzwanzig Jahren den Namen Kunigunde trug — auch noch ein Ballen mit alter Puppenwäsche und Puppenkleidern, Nachtzeug, Tagzeug, Sonntagszeug. Kein Milliardär konnte seinem Kind eine solche Puppenausstattung verschaffen, wie Mama sie zusammengenäht hatte. Susi konnte sich freuen. Und ein Diebstahl war es auch, den man hier beging, wenn man das Paket wegnahm; man war ja in den letzten Wochen oft genug von ernsten Männern darüber belehrt worden, was eine Pfändung war, ein gerichtlicher Arrest, Gläubiger und Gläubigerversammlungen, Nachlaßverwaltung, Konkursverwaltung.

„Und Kunigundenverwaltung!“ sagte sie laut in das gute alte Kinderzimmer hinein und lachte ein helles Lachen, ohne zu wissen, woher mit einem Male diese schwangre Stimmung über sie kam. Dann nahm sie das Paket und schritt aus dem Haus, durchaus nicht wie eine Diebin, sondern wie ein Vogel ohne Gewicht.

Susi wohnte im Hafenviertel. Es war die fünfjährige Tochter eines kleinen Friseurs namens Konrad Welse, dem die Frau im zweiten Wochenbett gestorben war mitsamt dem zweiten Kind. Mama Offerton hatte immer ein paar kleine Schüßlinge gehabt; das war neben dem Gobelintuch ihres Leidenschaft gewesen. Auch noch kurz vor ihrem Tode hatte sie daran festgehalten, als sie schon wieder selber ein kleiner Schüßling geworden war. Niemand wußte, wo sie die vielen bläßen Drecksinkchen immer wieder aufgetrieben hatte, auf der Straße, durch ihre Putzfrauen, durch die Zeitungen, und in der Familie wurde sie viel gehänselt deswegen. Zum Schluß waren es ja auch immer weniger geworden, aber zwei oder drei Schüßlinge waren es immer noch gewesen, auch, als im Hause Offerton schon alles schiefging, was schiefgehen konnte: die Gesundheit, das Geld, die Würde. Ja, Susi Welse war auch so ein kleines Vermächtnis der Mutter, nicht so gewichtig wie der Bruder, aber immerhin noch auf der Erde wandelnd. Also konnte man es auch vor dem Himmel verantworten, wenn man unter den vielen schweren Zetteldingen heute gerade Susi Welse wählte.

Die kleine, stinkige Küchenwohnung über dem Flei, wo Herr Welse mit seiner Tochter hauste, war abgeschlossen. Jedoch Barbara Offerton wußte, daß das noch lange nicht hieß, daß niemand darin war, auch, nachdem auf ihr Klopfen hin keine Antwort kam. Sie gab ihre Unternehmung nicht so schnell auf und klopfte tüchtig weiter.

Herr Welse betrieb sein Geschäft einige Straßenzeilen weiter hafenwärts. Ein kleines Loch von einem Friseurgeschäft, wo er seine Zehnpfennigstunden einschämte und abkratzte. Er hatte dem Kind verboten, die Tür zu öffnen, wenn es allein war. Bisher war's ihm noch immer nicht gelungen, Susi anderswo unterzubringen, obwohl er sie bereits bei drei verschiedenen Wohlfahrtsinstituten und bei einer Unzahl sozialer Damen angemeldet hatte: Susi

Welse, fünf Jahre, Halbwaise, bedürftig, Vater tagsüber im Geschäft. Auf verschiedenen Listen stand sie schon ganz oben. Bald wurde sie wohl auch abgeholt und in das graue Wollkleid der öffentlichen Mildtätigkeit gesteckt. Aber vorerst mußte man sich noch in dieser Küchenwohnung behelfen, so gut es eben ging.

Als gewissenhafter Vater hatte Herr Welse dem Kind wenigstens eingeschärft, daß entweder ein Einbrecher oder ein Lustmörder vor der Tür stünde, wenn sie es wagte, während seiner Abwesenheit den Riegel zurückzuschlieben. Also rührte sich nichts da drinnen, kein Laut, auch, als Barbara Offerton ihr Klopfen bereits wie einen Trommelwirbel betrieb.

„Ich bin's: Tante Barbara!“ rief sie schließlich, und das war der letzte Versuch. Da flog die Tür auf; das Kind hatte wohl schon die ganze Zeit über zitternd und lauschend dahintergestanden. Es schlang sofort die Arme um Barbaras Beine und vergrub den Kopf in ihrem Mantel und heulte los.

„Dummi!“ sagte Barbara Offerton. Sie trat ein und schloß die Küche gleich wieder ab. Einen Augenblick lang fühlte sie sich selber unsicher und sah Einbrecher und Lustmörder ringsum. „Paz mal auf, was ich dir heute mitgebracht hab', Susi!“ Sie packte sofort das Paket aus, um das Kind so schnell wie möglich zu beruhigen. „Meine eigene Puppe, heißt Kunigunde, gehört jetzt dir!“ Da trat endlich der Friede ein, der uralte Puppenfriede.

Sie spielten miteinander, bis es so stark dämmerte, daß man nichts mehr sehen konnte. Susi Welse war eine erste Klasse Puppenmutter. Kunigunde wurde unzählige Male entkleidet und schlafen gelegt, gewickelt und fein gemacht, angezogen und wieder umgezogen, ohne an Reiz zu verlieren. Und als es ganz dunkel geworden war und man sich trennen mußte, denn das Licht in der Wohnung war abgestellt, da hatte Fräulein Offerton eine Idee.

„Weißt du was?“ fragte sie das Kind und schaute es groß an.

„Nein“, erwiderte Susi zaghaft. Sie war schon wieder am Weinen. Sie ahnte, daß es jetzt zu Ende war, daß sie gleich wieder allein sein würde, Dunkelheit, Kohleruch, der Lärm der schwarzen Männer, von der Straße her, von der Treppe her.

„Ich nehme dich mit zu mir!“ sagte Fräulein Offerton nach einer kleinen Pause.

Susi wagte nicht zu antworten.

„Jetzt gleich! Komm! Wir gehn jetzt gleich zum Vater in den Laden und fragen ihn, ob's ihm recht ist! Ja?“

Sie beschworen sich nicht mehr lange, weder Susi, die sofort eine Geschäftigkeit entwickelte wie vor einer Weltreise, noch Barbara Offerton, so seltsam ihre Idee war. Sie packten ein kleines Bündel, Kunigunde und ihre Toiletten, dazu ein paar Stücke von Susi, und schlossen die Wohnung ab, um mit dem Schlüssel zu Herrn Welse zu laufen.

An der Straßenecke vor dem Friseurgeschäft lachte Barbara Offerton einmal hell auf, ein Lachen von weit her. Sogleich begann auch das Kind an ihrer Hand zu lachen, zuerst noch ein wenig befangen, dann aber ein richtiges Lachen, ein Glucksen, das gar nicht mehr aufhören wollte.

„Warum lachst du denn so dummi?“, fragte Barbara Offerton schließlich.

„Weil du gelacht hast!“ Sie schüttelte sich vor Lachen.

„Ich hab' doch nicht gelacht?“

„Was, du hast nicht gelacht?“ Sie mußte stehenbleiben. „Rechte Hand, daß du nicht gelacht hast!“ Sie streckte die Hand zum Schwur hin.

Fräulein Offerton verweigerte den Handschlag.

„Siehst du!“, schrie Susi. Beinahe hätte sie sich jetzt hingeworfen vor Lachen und auf der Straße gewälzt.

(Fortsetzung folgt)



Aufn. Eva Kienitz

Tumult in der Wiese

Von
Bernhard Flemes

Hier ist die Welt zu Ende. Hier — das heißt in der Wiese, wo ich liege. Das Forsthaus, das mich für einige Wochen aufgenommen hat, liegt am Waldbauern, nur eine Viertelstunde von hier aus, und doch schon unendlich weit hinter den wogenden Rispen und Blütenköpfen. Ein klein wenig näher tut ein Waldzipsel, als wolle er sich in die Wiese hineinwagen, wagt es dann aber doch nicht und begnügt sich damit, eine stille Wiesenbucht mit einem Laubvorhang zu umbauschen. Wenn ich den Kopf ein wenig hebe, sehe ich am wechselnd hellen und dunklen Grün das Spiel der Zweige und Blätter im Morgenwind, sehe auch den Hochsitz, von dem der Förster dieser Tage den guten Sechser zu schießen gedacht. Nach allen anderen Seiten hin ist Wiese, Wiese, Wiese. Bis ins Unendliche. Man sieht da wirklich nichts anderes. Über mir ist eine hohe, alte Weide, deren silbriggrünes Blätterspiel immer andere Lichtreize, immer anderes Rauschen und Geröll ausprobiert. Es ist zwischen zehn und elf Uhr morgens. Das ist in diesem Fall nicht einerlei, denn gegen elf Uhr wird es meist stiller in der Luft, im fernen Wald, auf der Wiese.

Diese meine Wiese gehört einem unbekannten Bauern, der mir die Nutzung erlaubt hat. Das kam so: Der Bauer ist ein wiziger Kerl. Eines Tages fand er irgendwo eine alte, morsche Tafel, auf der zu lesen stand: „Das Beträten dieser Biese ist verboten. Die Ortsbolzen.“ Die Tafel hat ihm so gefallen, daß er sie ausbesserte, die verblichenen Runen mit schwarzer Ölfarbe nachzog und sie hier am Ende der Welt wieder aufpflanzte. Ausgerechnet hier, wo kein vernünftiger Mensch an „Betreten“ denkt, wo nur Störche, Frösche, der Fuchs und ein ausgetrockneter Wiesen-narr wie ich in aller Stille verkehren. Diese Tafel also vermittelte mir die Bekanntheit mit dem lustigen Bauern. Die Wiese ist mir zur Sommerfrische geworden, und wenn ich braun und frisch heimkehre und man mich fragen wird: Wo waren Sie

denn? — so werde ich nur berichten können: in der Wiese. Sie ist herrlich, zumal des Morgens im Wind, zumal des Mittags in der Windstille, am roten Abend und im silbernen Mondlicht. Das Durcheinanderwogen von Rispen, Ähren, violetten Stabiose und Wiesengeranium, von Sauerampfer, Margueriten, Kerbel, Wiesenbocksbart und Hahnenfuß, diese Blauaugen von Gundermann und Stiefmütterchen — das funkelt nur so blau und gelb und weiß durcheinander. Das weiß im Wiegen und Wehen gar nicht mehr, zu welchem Unterbau es gehört. Das verliert im losen Spiel seinen Halm, seinen Stengel und findet ihn wieder. Und wenn die Stille kommt, dann steht es da in einer Fülle und Feier, in Saft und Blüte und Schönheit, daß einem ganz be-nommen wird.

Wird es nicht schon still? Die alte Weide hält den Atem an. Der Sauerampferbaum über meinem Kopf schiebt steil in den Himmel. Lauter werden die Grillen. Die Mittagssonne naht. Unendliches Blau und Gold rieselt herab, wird schweigsam aufgenommen. Es kommt ein Duft gezogen wie von seligen Inseln, die im Jemandwo liegen. Reglos hängt das Fädeln, an dem eine kleine weiße Spinne turnt. Dies Auf und Ab der weißen Spinnenscheint mir als Zentrum, als Herzschlag der großen Stille, die nun das ganze weite Reich überspinnt. Aber da ist irgendwo etwas anderes, eine Unruhe, die nicht hierher gehört. Ich hebe vorsichtig den Kopf aus der grünen Graswoge. Nicht ganz weit von hier ist eine Bewegung. Die Gräser und Kräuter zittern, teilen sich, als pflügte etwas rücksichtslos hindurch. Sollte der Fuchs? Nein, der ist es nicht, der schleicht vorsichtig. Da jagt es plötzlich. Höre ich nicht, wie Gras um einen Körper schlappkt? Ein Wirbel ist es. Hecheln, Keuchen, hasten, bald hier, bald da. Ich hebe mein Glas, sehe etwas, sehe nichts. Nur die Bewegung im Gras. Dabei kommt der Hochsitz vom Waldbauern

in das Gesichtsfeld. Der Förster sieht darauf. Sein Büchsenlauf blitzt in der Sonne. Und wieder der Wirbel in der Wiese. Ein brauner Fleck — zwei braune Flecke — des Försters Dackel! Zusammengekoppelt jagen sie, kreisen, stauchen jäh, wenden sich vor, zurück. Überall ist der Wirbel. Das Gras entsezt sich, weicht zurück. Die Skabiosen taumeln verängstet, die weißen Doldenblüher spritzen Schaum von sich, Insekten stieben auf. Tumult in der Wiese!

„Jiff! — Jaff!“ rufe ich. Da stützen sie. Ob sie mich erkannt haben? Weiter! Wirbel, Jagd, Haß! Die Wiese zuckt bald hier, bald da. Sind die beiden heimlich ausgerissen? Oder ist jemand, je — man —? Das Glas! Da ist Irmelin — hoch, schlank, blond. Und von drüben — ist das nicht der Windhund, der Privatjäger vom Nachbarrevier? O la la! Die beiden! Sie kommen von verschiedenen Richtungen entschlossen auf meine Weide zu. Was mache ich nun? Da lockt das Mädchen die Dackel, leint sie an. Der Förster auf dem Hochsitz! denke ich, schaue durchs Glas. Er beobachtet den Waldrand, wo der Bock kommen wird. Wie leicht kann er — er hat doch auch ein Glas bei sich — und ich weiß, daß ihm der unsaubere Bursche von drüben zuwider ist. Trotzdem verstehe ich das Mädchen, der Kerl hat ein kühnes, troziges Gesicht. Als kämen sie nur so daher, segeln die beiden auf mich zu. Ich gucke wieder nach dem Hochsitz. Jetzt hebt der Förster auch sein Glas, sucht den Waldrand ab. Mir wird angst, daß er die beiden entdecken könnte. Ich muß irgend etwas unternehmen. Krieche also nach der Weide, richte mich, gegen den Wald vom Stamm gedeckt, in ganzer Größe auf. Gott sei Dank — er sieht mich — schwenkt ab — taucht hinter Gebüsch unter.

Sie aber kommt, sicher, daß er auch kommen wird, nach der Weide. Da sieht sie mich, flammt rosig auf — eine Kuckuckslichtnelke!

„Ah, Sie?“ Sie guckt dahin, wo der Jäger verschwunden ist. „Drüben am Waldrand“ — ich deute nach dem Hochsitz — „sitzt der Papa — lauert auf seinen Bock —“

Bauz! kracht es. Ich reiße das Glas hoch, sehe, wie der Bock in hoher Flucht zusammenbricht. Der Förster steht einen Augenblick, die Büchse in der Hand, auf dem Hochsitz. Dann setzt er sich auf das Lattenbänkchen, zündet eine Zigarette an. Fern — entgegengesetzt — bewegt sich ein dunkles Figürchen — verschwindet. Ich atme auf.

„Jetzt wird der Vater ein Weilchen warten, dann wird er den Bock ausweiden“, meint sie harmlos. Pause.

„Hab' ich Sie gestört?“ — Sie deutet auf Block und Bleistift.

„Nein — das ist nur so eine Art Rechtfertigung für meine Faulheit. Ich lag hier nur und guckte durchs Glas.“

Rosige Kuckuckslichtnelke!

„Wollen Sie sich nicht sehen? Für uns zwei beide ist es nicht verboten, und andere kommen wohl kaum hierher.“

„Andere kommen nicht her“, sagt sie unsicher.

Ein leiser Hauch kräuselt die Oberfläche der grünen Flut. Lerchen schwirren. In der Höhe kreist ein Habicht.

Da warne ich sie mit dem Recht des wesentlich Älteren gerade heraus, kurz und burschikos grob, vor dem anderen.

Irgendwo schlägt eine Uhr zwölimal. Wir gehen nachdenklich heim, die Dackel gesittet an der Leine neben uns. Und ringsum, bis in die Unendlichkeit, schwingt die süße Melodie der Wiese.

Wasser-Spiele

Von Harry Schreck

Das also ist die Welt, in der die breiten weißen Gießbäche gebändigt über graue Felsen stürzen, während das blanke Gewell eines klug gelenkten Wasserlaufs um die Moosbehänge sanft verwitternder Steinbecken rieselt und die pralle Säule eines mächtig steigenden Springbrunnens mit dem vorlebten Rück hochschnellt, dann zart und langsam wendend sich am flinken Luftstrom versprühlt und schließlich in glattgestuistem Fall zu ihrer Flachschale zurückkehrt . . .

Eine zwar sichtbare, aber doch höchst märchenhafte Welt: Denn es ist zugleich die Welt, in der die bronzenen Tritonen und Naiaden, die marmornen Flussgötter und Nixen aus triefenden Eisern tauchen, um dreizackbewehrt und muschelhornblasend das nasse Reich der plätschernden Delphine zu schützen und sich gelassen ins verschmitzte Spiel der stumpfnasigen Putten zu mischen, die sich zwischen den fischartigen Ungerhen tummeln und auf dem Rücken der aus dem Schaum des rauen Meeres geborenen Flutrosse reiten.

Eine Welt also, in der die Unwirklichkeit wirklich ward: In unermüdlicher Unruhe

Auf dem Petersplatz in Rom

Aufnahmen: Dr. Paul Wolff



Brunnenfigur nahe
dem Bremer Rathaus

und ewiger lebendiger Bewegung, in gleitend fließender Anmut und glitzernd silberner Farbe hat sie sich überall selbst bestätigt. Allen handgreiflichen Zwecken entrückt, spiegelt sie die geheime menschliche Sehnsucht nach dem Gelösten, GeLOCKTEN, Spielerischen: die geheime menschliche Sehnsucht nach Überwindung der Schwere, nach heiterer Beherrschung von Druck und Last, nach schlankem Aufschwung und lächelnder Verflüchtigung . . . *

Schmal und spitz züngeln die maurischen Springbrunnen im Löwenhof der spanischen Alhambra; wuchtig und stark schäumen die Wirbel der Buckingham-Fontäne ihre durchsichtigen Tropfenschleier gegen den nächtlichen Himmel der Stadt Chicago; zischend und schräg taumelt der Strahl aus den Drachenmäulern im Park von Bayreuth; steil und schimmernd schießt der Strudel empor, den der treibende Windstoß in gläsernem Nebel über den römischen Petersplatz fegt . . .

Überall sind sie da; überall wirkt ihr murmelnder Reiz; denn alle Landschaften haben sie sich erobert, die norddeutsch - niedersächsische

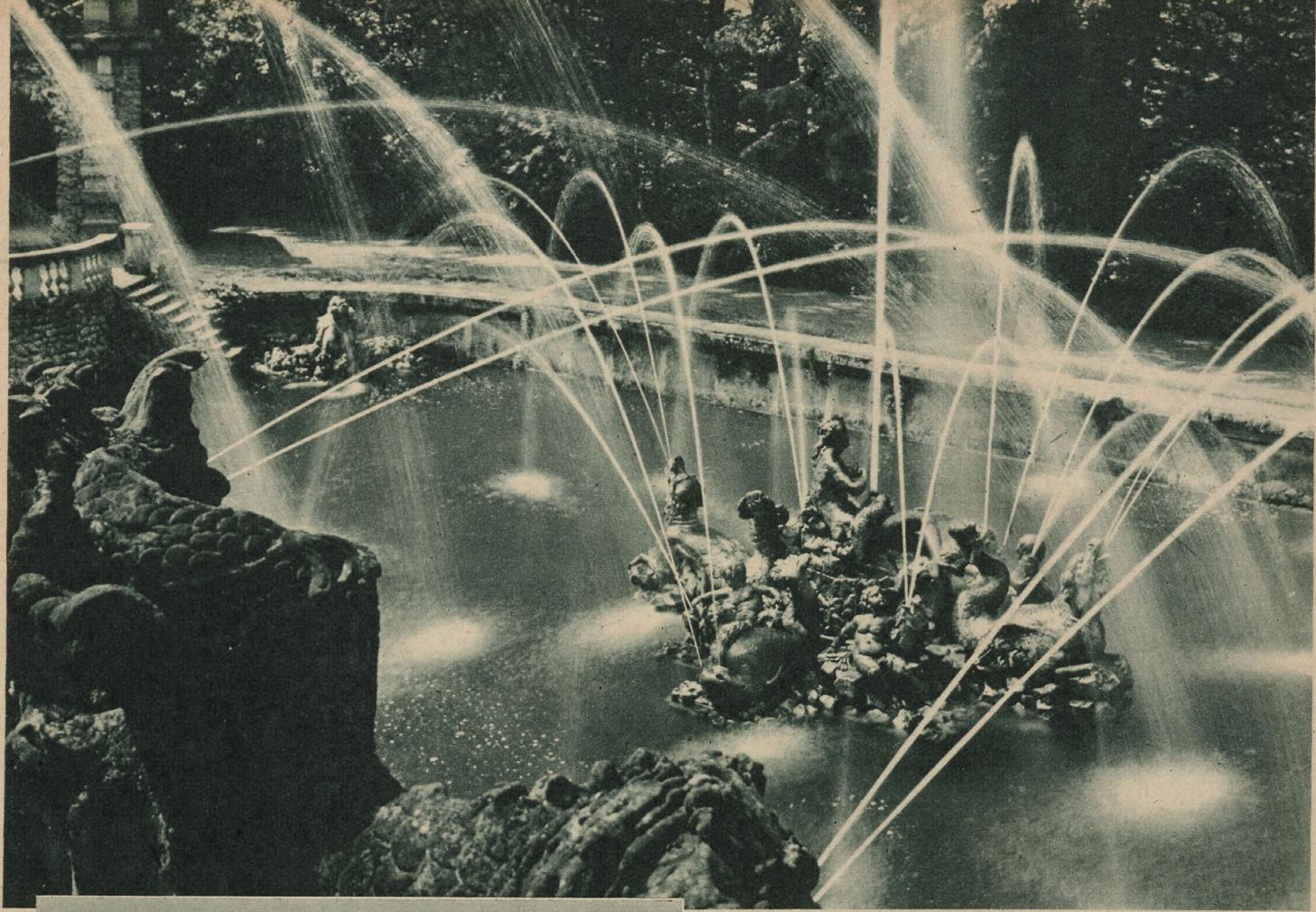


Links:
Knabe mit Delphin
im Schlosspark
von Schwetzingen

*

Rechts:
Buckinghamfontäne
in Chicago





Bayreuther Bad mit Wasserspielen



Die Herkuleskaskaden in Wilhelmshöhe bei Kassel
Aufnahme: Eberth (Mauritius)

Tiefebene Bremens, wo nah dem Rathaus der Brunnen steht, der sein Gefäß über Fischerboot und Meerweiber schleudert; das vom Arno durchströmte Florenz, wo im graziösen Cortile des Palazzo Vecchio der sprudelnde Guß um den bronzenen Knaben mit dem Fisch schwemmt; die buntgelauchten Pläze der peruanischen Hauptstadt Lima und die verschönerten Teiche an den Hügeln Japans.

Jedes Volk gab ihnen die Umrisse seines eigenen Wesens: Wer je die dreisträhnig geteilten Kasladen der Wilhelmshöhe bei Kassel sah, deren Quellpunkt die massige Kraft eines Keulenträgers bewacht; wer je die verschlungenen Rohrspeier in den Gartenanlagen von Verailles betrachtete; und wer je die straff-gequaderten dreizehn Wasserspender des kleinen apulischen Provinznestes Ancona besuchte, der weiß das. Nicht umsonst spürte er selbst noch in diesem einen abseitigen Bezirk den Gesamtwillen, der dies schuf . . . *

*

Rechts:
Fontäne auf dem
Petersplatz in Rom



Wenn schon das unbefangene Auge begreift, welche Fülle der phantastischen Einfälle erst jene Vielfalt der Brunnen bildete, welche schöpferische Erfindung sich an die Errichtung und Ausgestaltung der Schleusen und Gräben und Heber verschwendete und welcher Aufwand an Plänen, an Entwürfen jede Wirkung errechnete — die Kenner der Gartenkunst wissen noch mehr von der Bedeutung jener Wasserspiele für die Kultur der landschaftlichen Raumverteilung . . .

Sie kennen ihre Historie, ihre Anfänge, ihre Entwicklung: Sie wissen, daß schon zu Zeiten des Plinius dreihundert Springfontänen in Rom zu finden waren und daß die byzantinische Epoche zuerst die Form des Pinienzapfens als Auffang verwendete. Daz in der Renaissance ein Leonardo da Vinci die seltsamsten Strahlengesetze ersann, und daß im siebzehnten Jahrhundert der Deutsche Georg Andreas Böckler ein ganzes Werk ausarbeitete, das die gesamten Arten und Möglichkeiten der Pumpen und Traufen umfassen wollte.

Sie wissen von den Brunnen aller Erdteile, aller Zeiten: Und da sie das alles wissen, werden sie auch die Dichtungen

kennen, die durch die Jahrhunderte immer wieder versuchten, den unvergleichlichen Reiz der steigenden und fallenden, der aufschäumenden und rieselnden Gewässer in die Leuchtkraft des darstellenden Wortes zu retten: Von Horaz, der in seiner Ode die handfüssige Quelle beschwore, bis zu Rilke, der sich von den Borghese-Fontänen erschüttern ließ, zieht sich die ruhige Kette der farbigen Strophen . . . *

Eine zwar sichtbare, aber doch höchst märchenhafte Welt! Niemand hat sie tiefer erfaßt als der Dichter der stillen Zeilen vom „Römischen Brunnen“: als Conrad Ferdinand Meyer.

In seinem Vers formte sich das Sinnbildhafte Gleichnis:

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.

Der rote „Emil“

Erzählung von Kurt Max Grimm * Zeichnungen von Karl Storch

Gesen und Mähmaschinen hatten für dieses Jahr ihre Schuldigkeit getan und hatten Ferien bis zum nächsten Sommer. Nur die Pferde sahen noch nicht das Ende ihrer Arbeit ab. Sie hängten abends ihre langen Hälse in die steinernen Brunnentröge,

hatte er ihn gefaßt — „elf Meter lang! Und ein Papier habe ich, dünn und zittrig, wie wenn's dich friert, Mann! Und ein Gesicht! — Emil' habe ich schräg darüber geschrieben. Morgen ist Sonntag, da sind wir nachmittag frei, Baster haben wir auch, ich brauche noch Schnur. Kommst du mit?“

Wir waren vor die Stalltür getreten. Es dunkelte sehr stark. Im Kirchturm drüben kletterte ein Licht empor — die Läutejungen. Windwölfe standen hochgetrieben im Westen. Es begann zu läuten. Die Milchleute kamen und gingen. Geschirr klirrte. Der Separator brummte im Flur. Mich störte, wir waren barfuß.

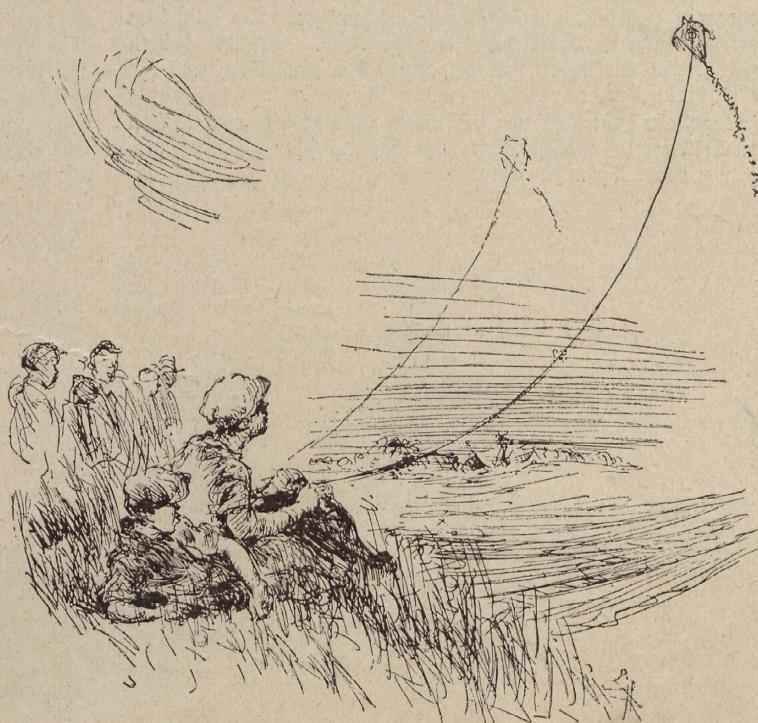
„Komm“, sagte der lange Graupners Emil, „sonst wirst du Käsekler noch krank, und morgen nachmittag sollst du dabei sein.“

Wir trotteten die Hafelhecken entlang dem Dorfe zu. Ein Wind hatte sich erhoben. In den Obstgärten fielen Früchte dumpf ins Gras. *



stolpern müde über das grobe Pflaster des Guts-hofes und waren fast zu faul, den Hafer zu fressen, den man ihnen in die Krippen schüttete. Nachts wuchsen Lasten von Erntewagen, riesengroß und schwankend, und Schwärme von lästigen Bremsen in ihre Träume hinein, daß sie plötzlich die Mähnen schüttelten und die Ketten klirrten. In den Schuppen standen die Pflüge bereit.

„Mann“, sagte der lange Graupners Emil, indem er der braunen Liese mit der Gabel das Nachtlager zurechtrichtete, „der „Emil“ ist fertig, ich habe gestern die halbe Nacht dran gebaut. So groß ist er!“ Dabei klopfte er dem Tiere mit der flachen Hand auf den Rücken und betrachtete wohlgefällig die dargestellte Höhe. „Und so breit, sag' ich dir.“ Seine Arme holten weit aus und führten mit gespreizten Fingern von hinten her über die Bogen der mächtigen braunen Pferdebacken die Beine abwärts nach den Hüften zu. Ein Prachtler, der lange Graupners Emil! Es war, als habe er die Kunst des Demonstrierens einem Schaubudenbesitzer auf der Vogelwiese abgelauscht. Tatsächlich wuchs mir, greifbar nahe, aus dem Hinterteil des Pferdes ein riesiger Drache. Willig ließ die braune Liese die Prozedur an sich geschehen. Ab und zu drehte sie den Kopf herum und schlug mit dem Schweif dem langen Graupners Emil ins Gesicht. Was störte es ihn? Er wehrte nur ab; denn in der Begeisterung war er wie alle echten Jungen — ein Held. — „Der Schwanz?“ — mit beiden Händen



Es war ein rechter Drachensonntag, windig und etwas grau. Nur ab und zu prallte ein Sonnenstrahl durch ein blaues Himmelsauge in die weiten gelben Stoppelfelder des Rittergutes. Wir lagen in den Habichtskräutern eines Raines, und hoch, hoch oben stand der rote, große „Emil“ ganz klein und still, wie an den Himmel geslebt. In schwerem Bogen wuchtete die Schnur nach oben. Windräddchen sirtten von Knoten zu Knoten, blieben einen Augenblick stehen, als holten sie Atem, und glitten weiter, wenn der lange Graupners Emil mit der Hand zuckte. Ringsum am Horizont standen andere Drachen in bunten Farben, wackelnd und stürzend wie Kläffer um den Helden des Tages. Der hing da oben und war König unter seinesgleichen, und was der lange Graupners Emil von ihm erzählte, klang so schön wie die Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Deshalb standen auch einige von den ganz Kleinen mit heruntergefallenem Unterkiefer lauschend in respektvoller Entfernung. Der lange Graupners Emil war ihnen wegen der „patenten Deckelhosen“ nicht gerade hold. Sie wichen auch stets einige Schritte zurück, wenn er aufhörte mit Erzählen und sich nach ihnen umschautte. Dann sahen sie aber, mit zwinkernden Augen, Falten über der Stirn, nach seinem Drachen. Das versöhnte ihn wieder. Ich habe ihn damals manchmal heimlich um die staunenden Blicke seiner Umwelt beneidet, doch merkte ich, wie ab und zu ein kleiner Nebenstrahl auch auf mich fiel und ein leises Gefühl von Glück und Dank in mir erweckte.

Wie ein kleiner Gott saß er auf dem Grenzstein und ließ sich von uns bewundern und bedienen.

„Jetzt geht ihr alle heim und holt Schnur, seht ihr denn nicht, wie da drüben der Blaue steigt? Unser „Emil“ braucht Hanf, aber trapp!“

Merkwürdig — keine Widerrede! Wir flogen wie Windspiele langbeinig über die weiten Stoppelfelder, und hinter uns drein hoppelten und trotteten die Deckelhosen.

„Festhalten!“ kommandierte der lange Graupners Emil und knotete einen neuen Wickel an. Ich stand ganz vorn und hatte die Schnur ein paarmal um die Faust geschlungen. Da kam dem langen Graupners Emil plötzlich eine Idee. „Mann, deinen Wagen sollten wir haben. Wir spannen den „Emil“ an, und ihr sollt einmal sehen, wir gewinnen ein Rennen.“

Es war, als habe man nur auf diesen Gedanken gewartet. Von allen Seiten wurde ich bestürmt, so daß ich schließlich langsam ging, um den Wagen zu holen.



Der Wind war inzwischen stärker geworden. Viele Drachen wurden eingezogen, nur der rote „Emil“ stand hoch, hoch da oben nach den dämmerblauen Wälbern zu. Hastig zog ich meinen Wagen mit gemischten Gefühlen über die Stoppelfelder, auf die sich bereits das leise Grau des Abends legte.

Als ich ganz außer Atem zurückkam, hatte der lange Graupners Emil schon alle Vorarbeit geleistet. „Hier, dieser Knüttel ist der Bremstüttel, Mann, verstehst du? Wenn ich rufe: Bremsen! dann steckst du das Ding da zwischen die Speichen, verstanden? Aber ja nicht eher!“ Damit gab er mir einen kurzen derben Stock und wies mir einen Platz im hinteren Teil des Wagens an. Die Beine sollte ich heraushängen lassen. „Ich bin der Lockführer, und ihr andern drei Hechte könnt euch irgendein Plätzchen suchen. Steig ein, Mann!“ befahl er. Ich kletterte mit meinem Bremstüttel in den Wagen und probierte heimlich, wie das Ding funktionieren könnte. — Prächtig! Ja, der lange Graupners Emil war ein Teufelsjungel! Hastig wurde hinter mir gearbeitet, drei Mann hielten den Drachen, während der lange Graupners Emil einspannte. Vier Knoten saßen auf der Deichsel.

Es war alles soweit fertig. Der lange Graupners Emil stieg ein und kommandierte: „Los!“ — Ein Gewirr von Beinen und Körpern stürzte über meinen Rücken hinweg in den Wagen, und schon fühlte ich, wie Stoppeln unter meinen Füßen wegglipten. Erst langsam — dann schneller, das Feld war abschüssig. Krampfhaft hielt ich meinen Bremstüttel, während die andern nach Platz drängten und ein Indianergeheul austießen, als gelte es eine Kopfhaut zu gewinnen. Ich hatte Augen und Ohren offen, um das „Bremsen!“ nicht zu überhören. Immer schneller rollte

der Wagen mit seiner joh-lenden Last das lange Stoppelfeld hinunter. „Festhalten! — Bremsen!“ brüllte der lange Graupners Emil vorn. Mit aller Kraft suchte ich meinen Bremstüttel zwischen die fliegenden Speichen des einen Hinterrades zu stoßen. Der Schweiß rann mir vor Aufregung aus allen Poren. Ein „Hecht“ hinter mir hatte sich mit seinen fünfzinkigen Kral- len in meine Haare gehängt. Ich fühlte keinen Funken von Schmerz. „Bremsen!“ klang es, „Mann, bremsen! — Brem —“ Bruch! Da hatte es bereits gebremst — ohne





Er war seltsam blaß geworden. „Der ‚Emil‘!“ Es ging uns durch alle Glieder. Der Deichsel war zerbrochen, und der rote „Emil“ hatte das Stück mit den vier Knoten mitgenommen.

Was nun geschah, war nur das Werk eines Augenblickes. Der Schreck wirkte bei mir wie ein Peitschenhieb. Über Kartoffeläcker und Stoppeln, über Gräben und Wiese hinweg ging es dem Deichselstück nach. „Hier!“ brüllte ich und rannte, was die Beine herhalten wollten, dem hüpfenden Holze nach. „Mann, wo?“ schrie der lange Graupners Emil. Hinter uns leuchten die anderen. Da machte der lange Graupners Emil einen Sprung wie ein Kater auf eine Maus — und schon stand er mit einem Fuß auf den vier Knoten. Die andern heulten vor Freude.

Ich hob das Deichselstück auf. Die vier Knoten saßen noch richtig darauf, aber die Schnur zog nicht mehr an. Da hatten fünf Augenpaare ihren Glanz verloren. Die Glieder entspannten sich. Der Abend troch windüberweht über die Stoppeln.

Der lange Graupners Emil war der erste, der das Schweigen brach. „Was steht ihr denn da, ihr Hechte, und gloßt mich an?“ wetterte er. „Seht ihr's denn nicht, was passiert ist?“

Ein Ruck ging durch die Gruppe. Ich hielt das Deichselstück und wollte in der Nähe des Wagens bleiben. „Du gehst mit, Mann, falls es zu klettern gibt. Der Dick bleibt für dich da!“

Was gab es sich zu besinnen! Wir liefen ja schon! Die Schnur ließ immer schneller, manchmal glühend heiß durch vier fiebernde Hände. „Achtung, Graben!“ rief der lange Graupners Emil an der Spitze. Wupp! Vier Aufschläge, kurz und hart. — Wiesen mit hohem Gras. — Die Dolden der wilden Möhre leuchteten weiß im Dämmern des Abends. Die Schnur floß darüber hin, und wir klammerten uns an sie wie ein Theseus an den Faden der Ariadne. Der Wind brachte von Westen her dunkle Wolken. Da wuchs aus dem Grau des Abends das Dämmern der Nacht. Gott, wie weit soll das bloß noch gehen, dachte ich, und drüben ist schon der Wald!

Wir waren dem Walde bis auf etwa zweihundert Schritte nahegekommen, als plötzlich nur noch das Gefühl der Schnur in unsrer Händen war und uns narrete.

„Und der Drachen?“ stotterte der lange Graupners Emil, noch ganz außer Atem, „wo — ja, wo ist denn . . . ?“ Es begann zu regnen.

Mit hängenden Köpfen, die Hände in den Hosentaschen, wankten wir den Weg zurück. Mechanisch wickelte der lange Graupners Emil die Schnur auf meinen Bremsknüttel. Er sprach kein Wort mehr, nur als ich um die Deichsel meines Wagens jammerte, schickte er die andern heim und versprach mir zu helfen.

„Mann, sei gut“, sagte er, „du hast nicht anders gekonnt. Läß deinen Wagen bei mir! Morgen früh, ehe wir zur Schule gehen, hast du eine andere Deichsel.“

„Und du nachmittags deinen Drachen, Em‘, und sollte er auf der hohen Wieseneiche mitten im Walde hängen, ich hol ihn dir herunter!“ Er lächelte nur und sagte: „Servus.“ — —

Es regnete die ganze Nacht, und der Wind rüttelte an den Fensterläden. Ich war viel wach, und wenn ich schlief, dann träumte ich von feurigen Drachen, die auf zerbrochenen Deichselstücken saßen und aufstiegen mit zittrigen Papieren und einem Pferdeschwanz. — —

„Steh auf, es ist Zeit“, sagte jemand in die graue Dämmerung

Bremsknüttel. Die Karre saß mit dem Vordergestell im Graben.

„Ihr Hechte!“ schrie der lange Graupners Emil, krabbelte mühsam aus dem Wagen und hielt mit zusammengebissenen Zähnen seine Fußzehen. Er hinkte. „Und du bist der größte Hecht, Mann! Schrei ich da: ‚Bremsen . . . !‘“

Eine Stille war plötzlich eingetreten. Der lange Graupners Emil stand wie in Erz geossen, starr und steif, den Blick in die Richtung des Drachens gewendet.

meiner Kammer herein, „hast du wieder den Wagen die ganze Nacht draußen stehen lassen?“ — Ach ja, der Wagen! Ich schielte ängstlich durch die Gardinen. Da unten stand er und hatte richtig seine Deichsel. HG war an der rechten Seite eingebrennt. (Bei uns standen die Buchstaben links.) So sehr ich den langen Graupners Emil bat, mir das Rätsel zu lösen, er hat mir nichts offenbart, bis ich einmal später durch Zufall an seinem Wagen eine neue Deichsel sah. Da wußte ich's.

Und der rote „Emil“? Wir haben im Regen den ganzen Nachmittag gefucht, der Drache war verschwunden. Erst nachdem der Herbst die Blätter der Waldbäume gilste und die letzten, großen Stürze auch das festeste Laub herabriß, da fanden wir das Gerippe des roten „Emil“ zwischen den ineinandergeflochtenen Ästen dreier Eichen hängen —

„Mann, laß ihn“, sagte der lange Graupners Emil, als ich hinaufsteigen wollte, „laß ihn, der war einmal ein König!“

1914/18 auf der Schulbank

von ERNA LANGE

9. Fortsetzung

Mutter ist zum Bahnhof gegangen. Tante Lina will uns für einige Wochen besuchen. Ich sage aus Kindertagen noch „Tante“ zu ihr, obgleich wir nicht blutsverwandt sind. Sie ist aus Berlin, Witwe, und helle wie das beste Spreewasser. Mit Mutterwitz und Scharfzinn gesegnet. Sie würde ihre Anschauung gegen zwanzig redebeflissene Reichstagsabgeordnete verteidigen und sich nicht kleinkriegen lassen. Vom Kriege will sie nichts wissen. Jezi kommt sie, um zu hamstern. Denn für gut Essen ist sie sehr. Und sie kriegt auch immer was. Jedesmal, wenn sie hier ist, kommt Leben in die Bude. Denn sie steht mit beiden Beinen in der Wirklichkeit und ist für Kopfhängerei nicht zu haben. Ich freue mich wieder auf die Abwechslung. Besonders für Mutter. Sie lebt so einsam und zurückgezogen jetzt. Ich soll es nicht wissen, daß sie heimlich weint. Aber ich sehe ja ihre Augen. Vater fehlt überall — ach, Vater, Vater . . .

Der Zug muß wieder Verstärkung haben. Sonst würden sie schon hier sein. Und wann kommt heute auch ein Zug zur angegebenen Zeit? — — Endlich — Schritte auf der Treppe und Klingeln. Aber warum klingelt Mutter denn? Sie hat doch einen Schlüssel — —

Ein schlanker, mittelgroßer, sonnenbrauner Feldgrauer steht vor mir.

„Guten Tag, Hilde!“

— — — „Heinz!“ schreie ich, „Heinz, mein Gott, aber Heinz!“

Wir sitzen uns gegenüber. Ich suche nach vertrauten Zügen in seinem Gesicht — — und ich finde sie. So viele, ach, so viele — alle, alle sind sie da . . . Er sieht im Zimmer umher, lacht ein bißchen.

„Genau wie damals. Sogar der Silberkranz von deiner Großmutter auf dem Bettlito, mit dem wir nie spielen durften. Und die alte Kuckucksuhr, die nie gehen wollte — — Heute auch noch nicht, was — ? Na ja.“ Er klemmt den linken Arm hinter die Stuhllehne — das machte er früher schon. Dann steht er auf und geht ans Fenster. Er schüttelt den Kopf.

„Komisch! Wie doch manches immer dasselbe bleibt — — Zum Beispiel der Stein dort im Wege. Über den bin ich doch einmal hingefallen, daß das Blut nur so aus dem Knie spritzte. Aber keine Träne habe ich geheult, weißt du noch?“

Er dreht sich um, sieht mich an —

„Nebenan ist wohl auch noch alles so wie damals, was?“ Ganz selbstverständlich öffnet er die Tür zu meinem Zimmer. Ich muß doch lachen und schiebe den etwas verdutzt Stehenbleibenden in die Stube hinein.

„Na, geh schon! Ein wenig anders sieht es natürlich aus. Der Puppenwagen ist weg und der große Kaufmannsladen.“

Ich stehe mit einem Soldaten in meinem Mädchenzimmer. Wir sind beide allein — — Aber es ist doch Heinz, es ist doch der alte Heinz, der mit fremden, großen Augen über das Bücherbrett blickt. „Ja, die Märchen- und Plauderstündchenbücher und die Indianergeschichten von dir, ja, die sind weg.“ — — „Hm!“ Er geht nachdenklich und fast etwas scheu auch hier zum Fenster, vielleicht, weil er nicht weiß, was er sagen soll. — „Die Bäume im Garten sind bedeutend höher und breiter geworden — — Trägt euer Kirschbaum noch immer diese wundervollen großen Früchte? Natürlich, ja. Warum sollte er auch nicht?“

„Wärst du früher gekommen, hättest du ernten helfen können. Wir sprachen neulich noch von dir, Werner Meisel und ich —“

Heinz sieht mich an. „So, ja — Werner Meisel. Hm.“

Ich betrachte ihn von hinten und von der Seite. Das ist Heinz, das ist wirklich Heinz, mit dem ich hier so viel gespielt und getobt habe . . .

Irgend etwas Unfaßbares liegt in dieser Vorstellung.

„Du hast dich übrigens auch verändert, Hilde, ganz mächtig.“

Ich höre Schritte an der Tür und schließen.

„Komm!“ sage ich hastig: „Komm!“

Es ist mir plötzlich unangenehm, daß man uns in meiner Stube antreffen könnte. Obgleich es doch Heinz ist. —

Als wir im anderen Zimmer sind und ich schnell die Tür zuschließe, fange ich seinen Blick auf — —

„Wir sind wohl wirklich keine Kinder mehr“, sagt er leise und weich.

„Mein Gott, das ist tatsächlich der Heinz Gallerseidt. Aber das ist ja nett von Ihnen!“ Mutter sieht ordentlich ein bißchen aufgelebt aus. Tante Lina hat wohl schon gewirkt. „Wie geht es Ihnen denn? Und was machen Ihre Eltern? Hat sich Ihre Frau Mutter nun eingelebt?“

„Wollen Sie etwa auch noch in den Krieg, junger Herr?“ fragt Tante Lina.

„Jawohl. Anfang nächster Woche rücken wir aus. Schon morgen vormittag muß ich von hier wieder abfahren.“

„Morgen schon?“ In Mutters Stimme klingt ehrliches Bedauern. Und mir springt ein kleiner weher Schreck zum Herzen — Morgen schon! . . .

„Sagen Sie, haben Sie sich denn nicht irgendwie drücken können? — Es wird doch heute so viel gedrückt und geschoben! —“

„Ich habe mich ja freiwillig gemeldet“, gibt Heinz zur Antwort. Tante Lina fährt mit ihrer ganzen Körperfülle wie elektrisiert in die Höhe.

„Aber Sie sind wohl ganz und gar nicht gescheit gewesen! — Freiwillig! — Jetzt, 1918. Haben Sie denn keine Mutter oder sonstige Anverwandte, die Ihnen einen Eimer mit kühlem Aufklärungswasser über den Kopf gegossen haben? —! Freiwillig hat sich der Mensch noch gemeldet — — Oh, oh! —“

Sie schüttelt immer ihr graues Haupt, während sie sich aus dem Reisemantel schält. „Freiwillig! Heute noch freiwillig! — — Sag mal, ist dort hinten Wasser? — Kann ich mich da waschen?“

Natürlich muß Heinz zum Kaffee bleiben. Dann gehen wir beide. Aber es ist lange nicht so, als wären wir gestern zusammen gewesen. Die drei Jahre liegen dazwischen wie ein Stück Ewigkeit.

Ja, es ist alles dasselbe, die Straßen, die Wege, die Häuser . . .

„Ich habe inzwischen immer kommen wollen, aber es hat doch nie gepaßt“, sagt er aus einem langen Schweigen heraus. Als wir oben in der Kummertstraße sind, kommt es mir erst zum Bewußtsein, daß wir den Weg zum Friedhof eingeschlagen haben.

„Ja, Hilde, dein Vater!“ Heinz hat die Mühe in der Hand, als wir am Grabe stehen. „Dein lieber Vater! — Er hatte solchen feinen Humor und eine wundervoll ruhige Sprache. Manchmal redete er Plattdeutsch, weißt du noch?“

Langsam gehen wir weiter. Plötzlich bleibt er stehen. „Das ist ja . . .“

„Ja, Heinz“, sage ich, „das ist Tante Astleins Ruhestätte. Sehr schnell ist sie körperlich und geistig verfallen. Vom Kriege wußte sie zuletzt gar nichts mehr. Und sieh mal, hier in dieser Reihe schlafst die Marie von Frau Geheimrat Pesten. Entsinnt du dich ihrer noch? Sie konnte so herrliche Peitschenstrippen flechten zum Brummkreiselspiel.“

Heinz denkt nach. „Ja“, sagt er, „aber doch nicht die, die den ganzen Tag Kriegslieder sang und schließlich den kreuzbraven Landsturmmann heiratete —?“

„Doch, Heinz, das ist sie. Hat allerhand durchgemacht. Einmal haben ihr in der Dunkelheit ein paar Lumpenkerle den Mantel gewaltsam ausgezogen. Den Schreck hat sie nicht überwunden. Und als dann noch die Nachricht kam, daß ihr Mann gefallen sei, ist sie in einen frankhaften Verzweiflungszustand geraten. Frau Geheimrat hat ihre liebe Not gehabt. Aber kein Trost und Betreuen konnte verhindern, daß sie eines Morgens in aller Frühe die Kluke abschloß und den Gasflauch in den Mund nahm — —“

„Das ist ja furchtbar“, sagt Heinz langsam und hat die Augen in der Ferne.

Dann verlassen wir das Reich der Toten. Wir wollen uns für die paar Stunden nicht traurig machen.

Lange, sonnige Straßen — — Wundervoll weißblau ist der Himmel. Ich gehe ohne Mantel und Hut. Wir sprechen wenig. Aber wir suchen nach einer Brücke über drei Jahre.

Die Persante. Die Sonne spiegelte sich in dem Wasser. Die Bäume an den Ufern werfen dunkle Schatten in diese flimmernde Helle.

„Hier habe ich auch mal gesessen und wollte Haifische angeln.“

„Mit Regenwürmern aus unserem Garten, jawohl. Eine halbe Konservebüchse voll hatte ich dir dazu gebracht. Nachher purzelten sie noch ins Wasser — da hatten wir dann gleich was zum Angeln.“

Wir lachen in der Erinnerung. Und dies und das fällt uns ein.

„Feine Kameraden sind wir beide doch gewesen, nicht, Hilde?“

Ich nicke vergnügt und gucke ihn an. Und dabei sehe ich wieder, daß es doch nicht mehr der Heinz von damals ist; ein Soldat ist es, ein junger, hübscher Feldgrauer. Er heißt Heinz Gallerseidt — ja, ja — — aber es ist nicht mehr der Junge, der mit der Trommel und dem Kindergewehr spielt — —

Wir wandern an der Mailuhlenbrücke und am Hafen vorbei. Dann gehen wir unten am Wasser der Ostsee.

Er läßt seine Blicke immer über das Meer schweifen. „Manchmal habe ich Sehnsucht gehabt, soviel Sehnsucht nach diesen blauen Wogen, diesem weißen Sand —“, sagt er leise undträumend.

Diesen verlorenen Klang in seiner Stimme kenne ich nicht. — Ist das wirklich der alte, wilde Heinz . . . ?

„Du schaust mich ja soviel an, Hilde, sehe ich denn so anders aus?“ Er lacht ein wenig. „Im Grunde bin ich ganz derselbe geblieben, mit der Versetzung nach Oberprima hat es stark gehapert, aber das Abitur habe ich geschenkt bekommen.“

„Dein großer Wunsch.“

„Ja, der hat sich erfüllt. Wie die Zeit eben manches erfüllt, nicht, Hilde? —“ Dabei schiebt er seinen Arm unter meinen.

„Aber du! — Das geht doch nicht!“ Heftig und mit rotem Kopf befreie ich mich.

„Nicht?“ fragt er. „Nicht? Bist doch mein lieber Spienkamerad gewesen — —“

„Ja, Heinz, ja. Aber wir sind doch keine Kinder mehr.“ Er steckt die Fäuste in die feldgraue Taschen. „Nein“, sagt er, „nein, wir sind keine Kinder mehr.“ Dann spricht er lange nicht. Seine Augen haften an den kleinen Wellen, die das Meer unermüdlich an den Strand wirft und wieder zurückholt.

„Das Leben ist wie solche kleine Welle. Man wird ausgestoßen und zurückgezogen — hin, her — hin, her. — Immer dasselbe, immer neu . . . Die wilden, schäumenden Wogen, die spritzen und weit ins Land wollen — das sind die Heißblütigen, Sehnsüchtigen, die Mehr-vom-Leben-Wollenden. — Auch sie müssen zurück — müssen zurück — — Wie eben alles, was kommt, zurück muß.“

Ich möchte die Arme um seine Schultern legen — ich möchte ihn streicheln! — — Heinz, Heinz, willst du wirklich in den Krieg? —? Auch dein Leben ist nur eine kleine Welle. Einmal zurückgeholt und nie wieder — nie wieder, Heinz!

„Ich habe Lust, Medizin zu studieren, wenn ich — zurückkommen sollte — —“, sagt er leise.

Es ist schwer, über dieses grauenvolle, unfaßbare „zurück kommen sollte“ hinwegzugelangen. Wie ein unformiger Kloß drückt es im Halse.

„Hilde, wenn es geschieht — — werden wir dann weiter gute Kameraden sein?“ Er legt die Hand auf meine Schulter und sieht mich an. „Ja, Heinz“, sage ich mühsam und streiche mit der Wange einmal leise über seine Hand.

Da mag nun geschehen, was will — — Ich schwänze die beiden Zeichenstunden, um Heinz zur Bahn zu bringen. Unterwegs denke ich, bald ist's doch so wie früher.

Atemlos und verwildert bin ich auch von dem Eilschritt, als wir zusammentreffen. Ihn müssen dieselben Gedanken beschäftigen, denn er lacht.

„Jetzt siehst du wirklich aus wie damals. Bloß ich komme mir anders vor. Na, es wird Zeit. Komm, Mädel!“

Am liebsten möchte er mich wohl einhaken. Das geht nun nicht, aber dafür schreiten wir so dicht nebeneinander, daß unsere Arme sich immer streifen.

Heinz pfeift seinen Lieblingsmarsch „Alte Kameraden“. Dazu marschieren wir. Wie schön es sich geht!

Er zieht von hier nicht mit einer stolzen Kompanie zusammen aus. Er reist von hier, wo er als Knabe immer die anderen, lachend und geschmückt und glühend beneidet, hat ausrukken sehen, ganz allein.

Das denke ich mit leiser Wehmutter. Und er spricht es aus. Aber ein Unterton von Fröhlichkeit ist in seiner Stimme: „Sang- und Klanglos geht es für mich aus der Vaterstadt. Aber ein Mädel habe ich doch, das neben mir marschiert, das extra meinetwegen die Zeichenstunden schwänzt!“ Seine hübschen Jungenaugen lachen mich an.

„Du, wenn ich aber heil aus dem Kriege komme, das schwöre ich dir, dann bin ich öfter hier. Und wehe, wirst du mir treulos! Dann sollst du mich kennenlernen! Mein Standpunkt von damals gilt noch heute: Ich habe alte Rechte!“

Er ist fast übermüdig. Und ich — ? Ich möchte jauchzen — Was sind wir jung! — Und doch will mir etwas Heißes in die Augen.

„Heinz“, sage ich schelmisch, „dann bleibe aber nicht zu lange!“

„Na, Mädel, du Racker — du wirst doch nicht — — warte!“

Dampfend und fauchend kommt die Lokomotive mit der Wagenkette hinter sich. Stellt sich breit und massig vor uns auf. Wir treten einige Schritte zurück und wenden die Köpfe. Wir mögen sie nicht riechen und nicht sehen! — Aber wir müssen ihr gehorchen. Denn sie ist die Herrin. Sie ist hier, um Heinz zu holen.

Einladend stehen die Türen der Wagen offen — — Komm, du junger Feldgrauer, komm, du mit deinem schwärmerisch begeisternten Herzen und deiner sehnslüchtigen Trauer! Komm nur, komm — überall ist der Himmel und überall die Erde! Komm, ich singe dir die seltsamste Abschiedsmelodie . . .

Den großen Vorteil hat sein einzelnes Abfahren: Ich kann bis zuletzt auf dem Bahnsteig sein. Und niemand ist weiter für ihn da. Niemand beachtet den Soldaten, der fortreisen muß.

Noch sechs Minuten. Heinz hat seine Sachen in ein Abteil gelegt und steht mit freien Händen vor mir.

„Was hast du denn eigentlich so verschämt in dem Papier — Du hältst die Sache immer so krampfhaft auf dem Rücken —“

Ich wollte ihm die Blumen ins Fenster werfen, dann, wenn der Zug schon fährt. Aber nun — na, nun . . .

„Ich habe gar nichts für dich“, sagt er leise und fügt, sich gewaltsam zur Munterkeit aufraffend, hinzu: „In Kriegszeiten wachsen eben keine galanten Kavaliere. Für zierliche Menuettverbeugungen ist der Boden zu unfruchtbar. Sogar die selbstverständlichssten Aufmerksamkeiten vergibt man.“

In seinen Worten ist verhaltener Schmerz. Mir ist zum Losheulen zumute. Und der Zeiger der großen Uhr rückt weiter — — immer weiter.

Aus meiner verzweifelten Stimmung heraus — vielleicht um sie zu verborgen — summe ich ein lustiges Soldatenlied, versteige mich sogar zum Texte — —

„Kommens die Soldaten wieder in die Heimat,
Finden sie ihre Mädchen lange schon verheirat' . . .“

„Mach keinen Quatsch, Hilde!“ sagt er rauh und reicht mir aus dem Wagenfenster noch die Hand. „Hoffentlich hast du keine Unannehmlichkeiten wegen der geschwänzten Stunden. Und grüße noch deine Mutter vielmals und die alte Tante, die bei euch ist! Vielleicht hat sie ganz recht. Man muß sich nicht vordrängen, totgeschossen zu werden. Aber nun laß! —“

Ich möchte noch was sagen — — ach, du lieber Gott, ich möchte ihm noch so viel sagen — — Ich möchte, ich möchte, daß er herunterkomme und — mich küsse! . . .

Wie häßlich die Lokomotive pfeift! Ich laufe neben dem Wagen. „Heinz, Heinz, komm gesund wieder! Komm wieder, Heinz!“ — Er winkt — und ich winke . . .

Es ist mir ganz gleichgültig, ob mein Fehlen in der Schule bemerkt worden ist oder nicht. Ich habe soeben meinen Kindersfreund zur Bahn gebracht, der ins Feld muß — — den ich vielleicht nie wiedersehen werde . . .

Mit Schritten, an denen unsichtbare Bleikugeln hängen, gehe ich zurück. Friedel steht schon wartend vor der Hofftür.

„Alles in Ordnung“, sagt sie.

Ich muß mich erst besinnen, was sie eigentlich meint.

Ein paar Tage beherrschen die Wiedersehnsstunden mit Heinz meine Gedanken. Sie sehen mich schelmisch aus dem Mathematikbuch an — und nicken wehmütig von der Landkarte. Und sie schicken heimliche Träume von Jugend und Glück, wenn der Mond durch die Gardine lugt.

Ein Brief kommt von ihm, mit wenig Worten, aber einer Photographie. In Helm und Tornister, mit Gewehr und Gepäck hat er sich aufzunehmen lassen. Auf der Rückseite steht nur der Name. Ich lege sein Kinderbild daneben: „Heinz rückt aus.“ —

Ja, jetzt rückt Heinz wirklich aus.

*

Noch einige Male fahren wir zum Laubsaameln. Natürlich werden jetzt auch Pappelblätter gerupft! Aber feste. Warum denn keine Pappelblätter — ? Weil die Gäule sie nicht gerne mögen — ? Ach, die mögen ja alles, wenn sie bloß was kriegen. Aber die Blätter werden leise weß — Und es kommt auch Nachricht, daß der Inhalt der übervollen Säcke total verfaul sei.

„Die armen Hottehüs“, sagt Grete voller Mitleid, „die müssen noch mehr leiden als die Menschen.“

*

Tante Lina fährt auf alle Dörfer der Umgebung, um zu hamstern. Sie hat direkt Talent dazu. Nie kommt sie heim, ohne ihre graue Tasche und den Beutel gefüllt zu haben. „Dass dich kein Polizist absaft, ist gar nicht zu begreifen. Bei anderen finden sie das Ei in der Manteltasche und beschlagnahmen es. Aber du!“

Sie ist nicht knausig. Sie gibt ab von ihren Schäßen. Wir essen Butter und Wurst auf zartgrauem Roggenbrot und braten richtige breite Speckscheiben in der Pfanne.

Als Tante Lina mit wohlgefüllten Proviantsäcken abgefahren ist, merke ich bald, daß Mutter ein Geheimnis mit sich herumträgt, das sie mir anvertrauen und doch wieder verschweigen möchte. Es wird mir nicht schwer, sie zum Reden zu bringen. Tante Lina hat ihr vier Zwanzigmarkstücke gegeben. Eingewechselt gegen Papier. Richtiges, gutes Geld von früher. Schwere, glänzendes Gold. Staunend halte ich es in der Hand. Dass es so etwas noch gibt! „Sie sagte, wir sollten es aber nicht abgeben. Es würde sicher in der nächsten Zeit ungemein im Werte steigen.“ Mutter spricht ganz leise, als könnte uns jemand belauschen. Und sie will die kostbaren Stücke wieder unter die Watte des leeren Schmuckkästchens tun und im Wäscheschrank unter die Handtücher legen. Ich mache die Augen schmal. „Mutter, wir haben alles abgegeben — — Vaters Uhrkette und deinen Schmuck, Mörser und Kupferkessel und Klavierleuchter — Und jetzt wollen wir dieses Gold unterschlagen — ? Jetzt, da es vielleicht wirklich auf das Letzte ankommt — ?“

Sorgfältig eingewickelt nehme ich das Geld am nächsten Tag mit zur Schule. „Aber wie kommen Sie noch zu Gold — ?“ Mit staunenden Augen wiegt Dr. Hensberg die Stücke in der Hand. „Mit dieser Ablieferung machen Sie sich ja einen Namen. He! Fräulein von Horn, wissen Sie noch, wie Gold aussah? Hier können Sie noch einmal was bewundern.“

Und dann fragt auch Fräulein von Horn: „Sie Glückspilz, wie sind Sie denn noch dazu gekommen?“ Warum bin ich eigentlich verlegen? Warum fange ich an zu stottern . . . ?

„Durch Zufall — durch Bekannte — — Ich habe so lange geendet, bis — ?“ Wenn ich nur wüßte, warum ich rot werde! Es ist doch die Wahrheit . . .

Oh, dieses winzig kleine Lächeln um Hensbergs Mundwinkel jetzt, das ich mehr fühle als sehe, es könnte mich rasend machen! Denn ich weiß, dahinter versteckt sich die Annahme, ich selber hätte das Gold so lange zurückbehalten. Vorbei ist die Freude. — Ich betrachte ziemlich gleichgültig den neuen Stempel auf meinem Goldablieferungsschein. Fast zwei Jahre sind seit dem letzten vergangen. Es gab ja kein Gold mehr. Um so stolzer ist nun dieser. Ich bekomme noch eine schwarzweißrote Papiergeledtasche und eine Anstecknadel mit der Aufschrift „Goldsucher“. Wäre nur dieses kleine Lächeln nicht gewesen! —

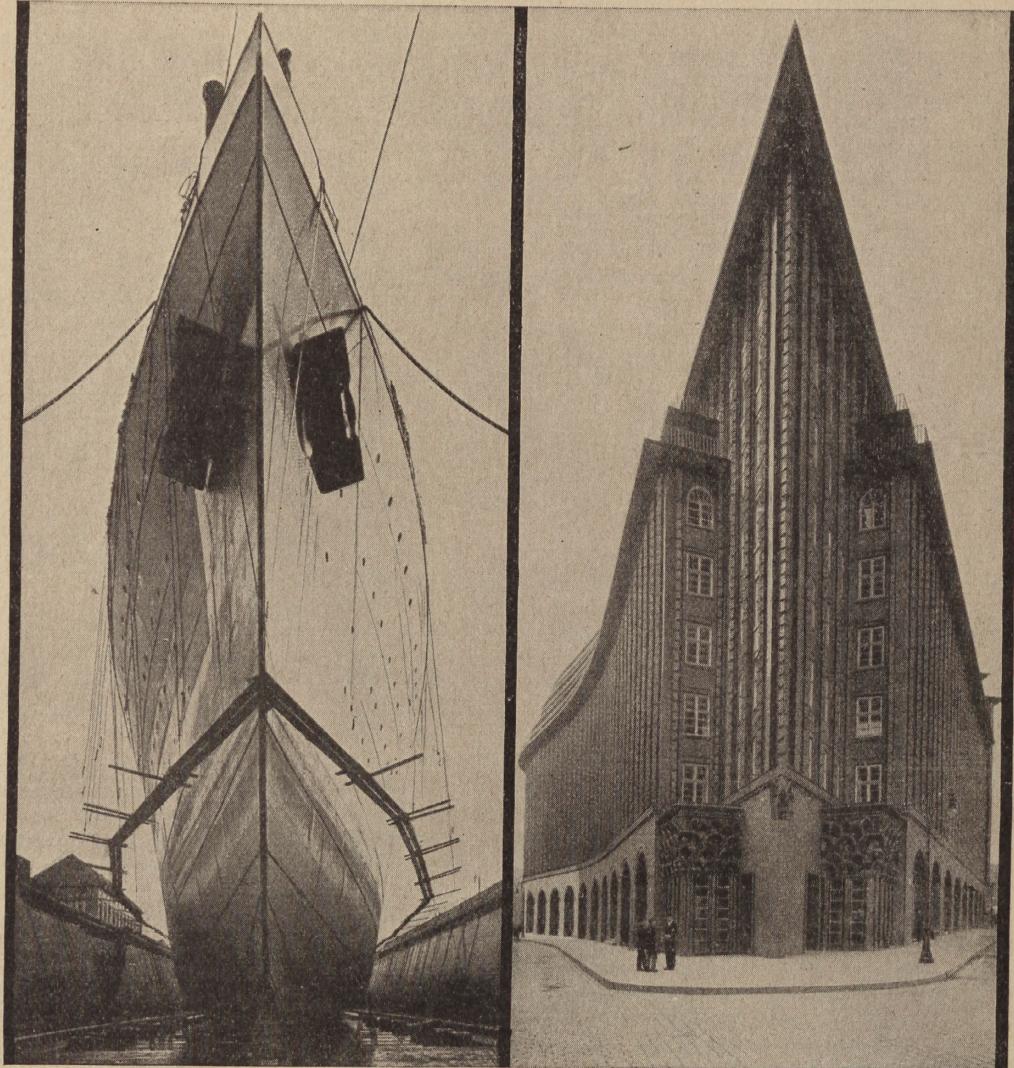
(Schluß folgt)

Schiff UND Haus

Von Stadtbaurat
Dr. Salzmann

Schiff und Haus zeigen hier eine überraschende Ähnlichkeit im architektonischen Aufbau: Die Steilkante des bekannten Chilehauses in Hamburg ist unverkennbar dem scharfschnittigen Bug eines Ozeanriesen (wie hier des Lloyddampfers „Columbus“) nachgebildet

Aufn. rechts: Heinrich Engels



Charles Dickens erzählt in seinem „David Copperfield“ von dem merkwürdigen Hause des Mr. Peggotty, das aus einem abgetakelten, auf das Land gezogenen Schiff bestand, und von den romantischen Empfindungen, die diese sonderbare Behausung in dem jugendlichen Helden dieses Romans erweckte. Vielleicht sind es ähnliche Empfindungen, denen viele unserer modernen Architekten unterliegen, wenn sie bei ihren Schöpfungen die eleganten Formen der Ozeandampfer, der Autos und Waggons nachahmen. Sind doch einzelne sogar so weit gegangen, beinahe ein förmliches Schiff aufs feste Land zu setzen. In Holland wurde ein Landhaus in Gestalt eines Hausbootes errichtet, das lustig in die Gegend steuert. An der spanischen Küste entstand ein Klubhaus für Wassersportler, das mit Promenadendeck, Rettungsringen, Lampenträgern, herausgeschwungen wie Hellinge, usw. ausgestaltet wurde, so daß begeisterte Wasserratten sich auch dort ganz und gar zu Hause fühlen können. Der spätere Kaiser Maximilian von Mexiko richtete sich auf seinem Schloß Miramar ein Zimmer ein, das in allen Einzelheiten der Kajüte der „Novara“ glich.

Von diesen Absonderlichkeiten soll aber hier nicht die Rede sein, sondern von dem außerordentlichen Einfluß, den der Ingenieur und besonders der Schiffsbauer auf die Gestaltung der modernen Architektur gehabt haben.

Unbeschwert von Stil und Mode, schuf der Techniker seine großen Hallen in kühnen, freitragenden Konstruktionen, seine Brücken mit immer unerhörter Spannweiten, unbekümmert bildete er die reine, edle Zweckform beim Auto und Flugzeug aus. Das, was darüber hinaus an Ornamenten angebracht wurde, empfand man bald als ein störendes Zuviel. Nur mit Schrecken denkt man heute an die monumentalen Brückeneingänge vor dem leichten und graziosen Eisenwerk, an die Bahnhöfe im Burgenstil, an jene Maschinen aus der Jugendzeit der Technik, die man überflüssigerweise mit Schmuckformen verzierte.

Ubte also ehedem die Architektur einen schädlichen Einfluß auf

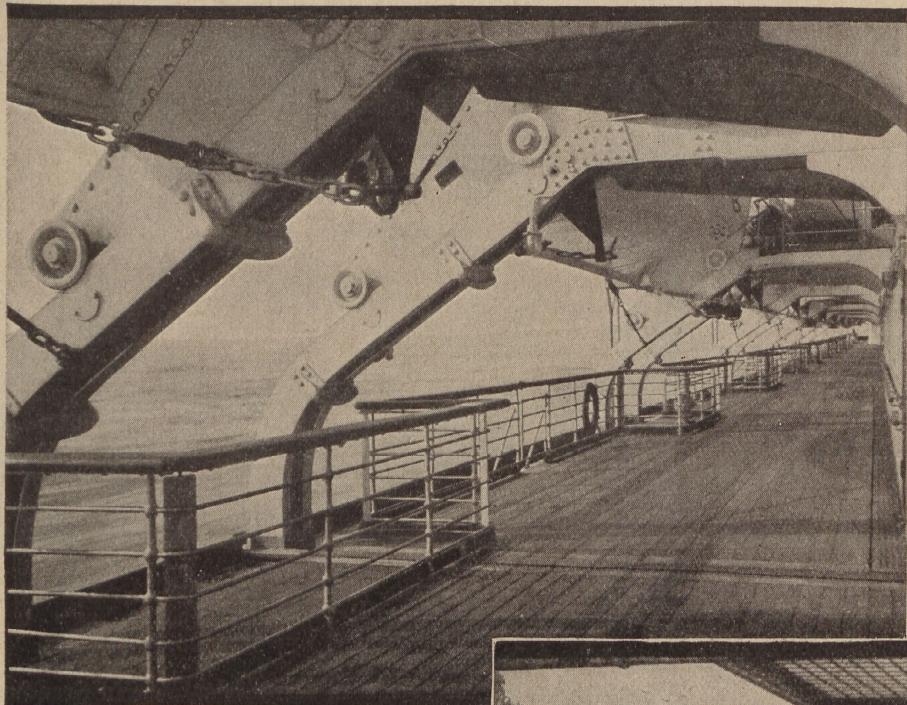
die Werke des Ingenieurs aus, so verleitet umgekehrt die Begeisterung für die Errungenschaften der Technik unsere Architekten dazu, Formen der Ingenieurtechnik auf ihre Bauten zu übertragen. So entstanden Schulen, die Fabriken gleichen, Kirchen, die nüchtern und so wenig sakral gestaltet sind wie Maschinenhallen oder landwirtschaftliche Gebäude, Glockentürme, die sich wie Hochspannungsmasten ausnehmen, Wohnhäuser, für die man mit Recht das neue Schlagwort „Wohnmaschine“ prägte.

Überlegt man sich's genauer, so ist diese „neue Sachlichkeit“ ebenso verkehrt wie das, was der Schiffsbauingenieur tat, als er für die Räume seiner großen Dampfer Prunksymbole der Renaissance oder der Rokokozeit verwendete und damit eine Dissonanz erzeugte mit den schnittigen und eleganten Außenformen.

Die Anleihen, die der moderne Architekt bei der Schiffbaukunst macht, werden freilich erleichtert durch die Möglichkeiten, die in den neuen Baustoffen liegen. Ja bis zu einem gewissen Grade mußte sich zwangsläufig eine Ähnlichkeit der Formensprache herausbilden. Die zähnen, gleichartigen Baustoffe, namentlich des Eisenbetonbaues, ermöglichen verwandte Gestaltungen, und wie man sogar Eisenbetonhäuser bauen kann, so errichtet man andererseits Stahlhäuser.

Aber das wichtigste Moment ist doch die Begeisterung für die Schönheit der Schiffe, die Schönheit der Zweckmäßigkeit, der wilden Kraft. Immer von neuem ergreift der Anblick eines unentwegt seine Bahn dahinziehenden Schiffes. Über der ständig wechselnden Farbe des Meeres das leuchtende Rot der Wasserlinie, darüber die ruhige, schwarze, unregelmäßige Wand des Rumpfes, der wiederum gekrönt wird von den leichten, spielerischen Aufbauten des Oberdecks. Diese sind in blendendem Weiß gehalten, nur die Schornsteine zeigen lebhafte Farben.

Welche Fülle von verschiedenartigsten Formen birgt der Begriff Dampfer! Erinnerungen an meine Amerikareise werden in mir wach: Der Tag ging mit unruhiger See zur Neige, als



Auch bei der „Konstruktion“ des modernen Dachgartens (rechts) hat gewiß die Schiffsbautechnik mit Pate gestanden, wie der Blick in das lange Bootsdock beweist

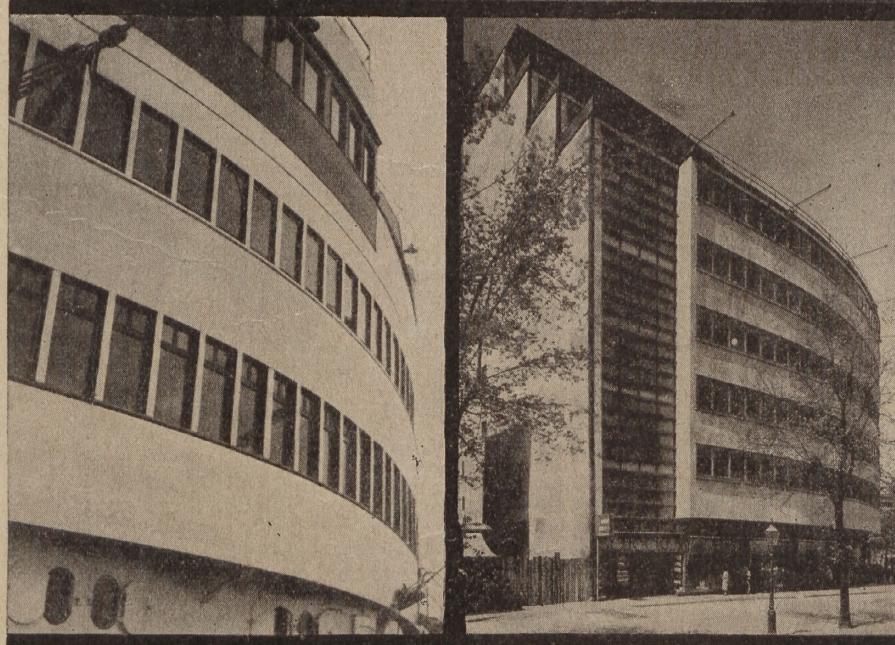
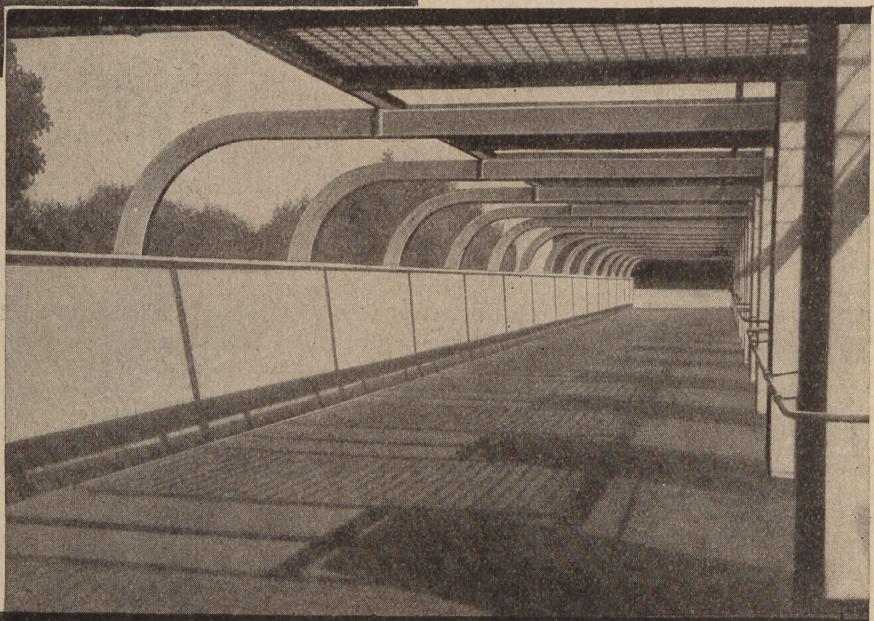
Aufnahmen: Norddeutscher Lloyd, Bremen u. Georg Münter

wir uns der Westküste Englands näherten. Große Dampfer strebten wie wir dem Kanal zu, winzige Fischdampfer verschwanden, zeitweise schaukelnd, hinter den Wogen der groben See, und als wir der normannischen Küste zusteuerten, verschwand als ein unheimlicher grauer Schatten in der Dämmerung ein Kriegsschiff. Am anderen Tage überholten wir im englischen Kanal verschiedene Segelschiffe, die mit geschwellten Segeln auf den grünlichen Wellen dahinglitten.

Als ich in Brooklyn die riesige, von brausendem Leben erfüllte Halle des Lloydpiers an der 57. Straße betrat, erhob sich aus dem Dunkel vor mir der gewaltige Bug des Kolosse, hoch und steil, und vor meinem geistigen Auge erstand ein anderes Bild: Ein trüber Winterabend voll diesiger Luft, die, von der Alster her vordringend, sich über die Hamburger Altstadt legt. Wie ich planlos in den Straßen umherschlendere, taucht

plötzlich vor mir ein unbestimmtes steiles Etwas auf, spitz gegen den Nachthimmel ragend, das mit seiner scharfkantig emporgerissenen Steilwand zunächst gar keinem Hause gleicht. Es sind die vielstöckigen Massen des Chilehauses, das im ungewissen Licht die Vision eines Ozeandampfers vorspiegelt, der in voller Fahrt auf den Besucher zustürmt.

Wenn man die Bugansicht des im Dock liegenden Lloyd-Express-Dampfers „Kolumbus“ betrachtet, so will es scheinen, als ob hierdurch der Architekt — wenn auch nur im Unterbewußtsein — zu seiner Hamburger Schöpfung angeregt wurde. In der schlanken und eleganten Form der messerscharfen Spitze scheint sich die ganze ungeheure Kraft zu sammeln, die den Koloß vorwärtsstreibt durch die Wogen, die zu beiden Seiten vorbeischäumen, scheint sich der



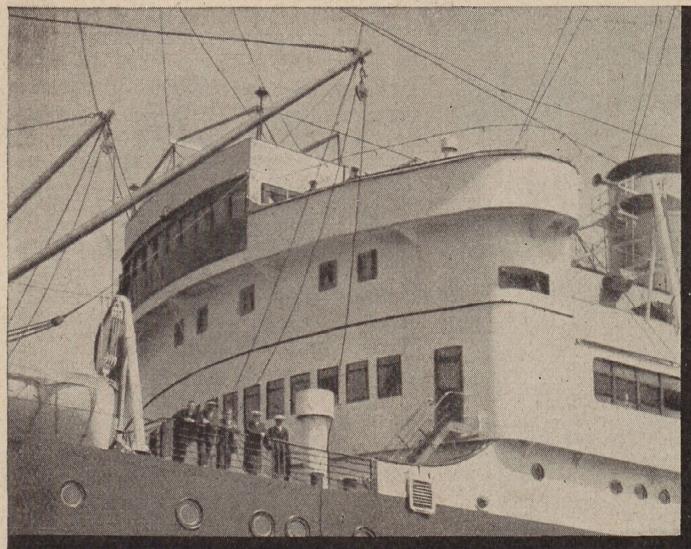
Der weiche, runde Schwung der Außenwand, die aufgereihten Fenster — Kennzeichen des modernen Schiffskörpers wie des neuzeitlichen Warenhauses

Aufnahmen: Will Keiling u. Köster

Begriff „Schiff“ ganz besonders zu verkörpern.

An ein Bootsdock wird man erinnert, wenn man das Bild betrachtet, das den Dachgarten eines Ledigenheims darstellt, das auf der großen Wohnungsausstellung in Breslau zu sehen war. Ähnlich den Hellingen, die die Rettungsboote tragen, sind hier nach innen gebogene Stützen für Sonnenschutzgitter angebracht.

Unmittelbarer findet sicherlich die Anregungen gewesen, die der



Hier sind an einem Hause sogar richtige „Bullägen“ zu entdecken, wie überhaupt der ganze Ladenblock auch die Kommandobrücke eines Dampfers sein könnte
Aufnahmen: Hamburg-Amerika-Linie u. Dr. Paul Wolff

Architekt des Chemnitzer Warenhauses (auf der vorigen Seite) empfing. Hier ist die Front des elegant geschwungenen Bauwerkes in lange, ununterbrochene Fensterbänder gegliedert, die die Rundung besonders sichtbar erscheinen lassen und im Gegensatz zu dem vertikalen Treppenhausfenster stehen. Verblüffend ist die Ähnlichkeit dieser Fensterreihung mit dem Aufbau des großen Hapagdampfers. In beiden Fällen bestand die Absicht, möglichst viel Licht hereinzubekommen bzw. den Passagieren freie Aussicht zu gewähren. In beiden Fällen wurde das dadurch erreicht, daß die tragenden Stützen ins Innere verlegt wurden. Alles ist schon einmal dagewesen: Der mittelalterliche Baumeister löste in ähnlicher Weise bei seinen Fachwerkbauten die Fronten in Fensterreihen auf, wie man das etwa in Hildesheim, Braunschweig und Halberstadt beobachten kann.

Der Kopf des Ladenblocks an der Hadrianstraße in Frankfurt a. M. (oben) weist neben diesen Fensterbändern sogar noch die im Schiffsbau üblichen Rundfenster auf und gleicht im übrigen sehr der Brückennock und der Kommandobrücke eines großen Dampfers.

Angeglichen an diese Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen, mag man an die Worte des ebenso geistreichen wie radikalen Schweizer Architekten Le Corbusier denken, des Apostels neuen Bauens: „Ein ernsthafter Architekt, der als Architekt (Schöpfer von Organismen) einen Ozeandampfer betrachtet, wird in diesem die Befreiung von Jahrhunderten alten, fluchbeladenen Knechtschaften entdecken. Das Haus der Landratten ist Ausdruck einer veralteten Welt von kleinem Ausmaß. Der Ozeandampfer ist die erste Etappe auf dem Wege zur Verwirklichung einer Welt, die der Wille eines neuen Geistes organisiert.“

Der gordische Knoten

Von Dr. Th. Wolff

Eigentlich hat sich ja der Große Alexander die Sache recht leicht gemacht, damals nämlich, als er den berühmten gordischen Knoten auflösen sollte. Nachdem er sich eine Zeitlang vergeblich bemüht hatte, das verwinkelte Gebilde zu entwirren, hat er es einfach mit dem Schwert zerhauen, eine zwar überraschende, aber wie man zugeben wird, auch etwas primitive Art der Lösung. Immerhin ist das Verfahren des Welteroberers vorbildlich geworden, infofern wenigstens, als oftmals Probleme, die die größten Schwierigkeiten bereiteten, durch einen genialen Einsatz oder einen Kunstgriff überraschend schnell und einfach zur Lösung gebracht werden konnten. Die Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen ist reich an solchen Fällen.

Um das Jahr 1710 herum war die erste Form einer mit Dampf betriebenen Kraftmaschine entstanden. Ihre Erfinder waren zwei englische Handwerker, der Schmied Newcomen und der Glaser Cawley, und die von ihnen gebauten Maschinen gelangten in den englischen Kohlenbergwerken erstmalig zur Anwendung, wo sie zum Auspumpen von Grubenwasser dienten. Freilich war die Dampfmaschine damaliger Konstruktion noch ein ziemlich roher und ungefügiger Geselle, der noch nicht die spätere Vollendung und Bedeutung ahnen ließ. Ein großer Nachteil der Maschine bestand darin, daß sie noch nicht völlig automatisch arbeitete. Das Schließen und Öffnen der Hähne, das den Zustrom des Dampfes und des Kühlwassers regulierte, konnte die Maschine nicht selbst bewirken, sondern das mußte von einem Arbeiter mit der Hand ausgeführt werden. Die Maschine erlangte also noch der not-

wendigen Selbstständigkeit. Da geschah folgendes: Newcomen hatte mit jener Arbeit einen Knaben beauftragt, Humphry Potter, der für wenig Geld getreulich seines Amtes waltete. Aber noch lieber hätte er sich freilich an den Spielen seiner Altersgenossen beteiligt, die ihn jedenfalls viel interessanter dünkteten als das ewige monotone Öffnen und Schließen der beiden vertrauten Hähne. Was tun? Auf den Verdienst konnte er nicht verzichten, aber gespielt hätte er auch gern. Ja wenn sich die Hähne von selbst öffneten und schlossen, ebenso wie sich doch auch die Hebel, Räder und Kolben der Maschine von selbst bewegten! Dieser Gedanke durchzuckte das Gehirn des Jungen wie ein Blitz. Durch Schnüre verband er die beiden Hähne derart mit dem auf und ab gehenden Schwingbolzen der Maschine, daß dieser die Schnüre abwechselnd von oben nach unten zog und dadurch die Hähne abwechselnd öffnete und schloß. Der Versuch gelang, die Hähne und mit ihnen die ganze Maschine funktionierten mittels der Schnurvorrichtung tadellos, und Humphry konnte sich unbefangen mit seinen Kameraden vergnügen. Freilich wurde die Untat bald entdeckt, und der Meister mag den verspielten Jungen zunächst hart angelassen haben. Höchst erstaunt aber war er, als er konstatierte, daß die Maschine mit der eigenartigen Vorrichtung zur vollen Zufriedenheit arbeitete. Es war ihm sofort klar, daß das eine wertvolle Verbesserung bedeutete, die die Maschine in einer wichtigen Funktion von dem Handlangerdienst des Menschen befreite und ihr erst die notwendige Selbstständigkeit gab. Schließlich wurden die Schnüre noch durch kleine Stangen

ersegzt, die jene automatische Bewegung noch besser bewirkten. Ein gordischer Knoten war zerhauen, ein technisches Problem durch einen erforderlichen Jungen elegant gelöst worden.

*

Etwas einhundertdreißig Jahre später bereitete wieder einmal ein Problem den Technikern und Erfindern viel Kopfschmerzen, und dieses war der Dampfhammer! Schon längst war die Dampfmaschine der unermüdliche Arbeiter für die verschiedensten Zwecke der Arbeit geworden, aber auch dem ersten und ältesten aller Werkzeuge, dem Hammer, ihre Kraft zu leihen schien sie nicht geeignet. Die Verwendung von möglichst großen Krafthämmern war damals ein dringendes Bedürfnis geworden, denn die fortschreitende Technik brachte es mit sich, daß immer größere und mächtigere Werkstücke zu bearbeiten waren, für die sich selbst die stärksten Handhämmer als unzureichend erwiesen. Zwar kannte man schon seit langem Hämmer, die mit Wasserkraft betrieben wurden. Ein solcher hatte im wesentlichen die Form eines großen Handhammers, der mit seinem Stiel drehbar an einer Welle befestigt war und an dieser auf und nieder schwang, während das andere Ende, der eiserne Hammerkopf, bei jedem Herunterschwingen auf den Amboß fiel und hier das Werkstück traf, also eine Anwendungsweise, die vollständig von der des gewöhnlichen Handhammers abgeleitet war, nur daß eben der Antrieb durch Wasserkraft nach Art einer Wassermühle erfolgte. Diese "Wasserhämmer" waren zwar stärker und leistungsfähiger als die Handhämmer, aber den steigenden Anforderungen der Technik zeigten sie sich ebenfalls nicht gewachsen. Daher versuchte man den Dampf für den Hamerdienst nutzbar zu machen. Aber diese Hoffnung erwies sich zunächst als trügerisch, denn auch die mit Dampfkraft betriebenen Stielhämmer entfalteten keine größere Leistungsfähigkeit, und daher zogen es die meisten Werkstätten vor, bei den alten Wasserhämtern zu bleiben, die keine Kohle kosteten und im Betrieb einfacher waren. Trotz zahlreicher Versuche war eine wesentliche Verbesserung der Dampfhämmer und damit eine befriedigende Lösung des Problems nicht zu erreichen. Da zerhieb ein erforderlicher Geist den gordischen Knoten. Der englische Ingenieur Nasmyth brachte ein völlig neues Prinzip zur Anwendung, indem er von der Anwendungsweise des Stielhammers abging und statt dessen dem Hammer die Form des Fallhammers gab. Bei diesem wird der Hammerkopf innerhalb eines Führungsgestells abwechselnd gehoben und fallengelassen; die Bewegung des Hammerkopfes ist also nicht, wie beim Stielhammer, kreis- oder bogenförmig, sondern genau senkrecht. Das Heben des Hammerkopfes wird durch Dampfkraft bewirkt, die Wucht beim Herabfallen erhält er durch seine eigene Masse. Hierbei nun war es möglich, dem Hammerkopf jede gewünschte Größe zu geben und so Krafthämmer von beliebiger Stärke und Leistungsfähigkeit herzustellen, mit denen selbst die größten Eisenblöcke geschmiedet werden konnten. Durch einen genialen Einfall war ein technisches Problem überraschend gelöst und die Technik um ein Riesenwerkzeug von größter Wirksamkeit bereichert worden.

*

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts war dem Riesen Dampf eine Rivalin entstanden in der Elektrizität, und die Erfinder und Techniker waren mit heissem Bemühen an der Arbeit, die neue Naturkraft in geeigneten Kraftmaschinen nutzbar zu machen. Das geschah in den sogenannten elektromagnetischen Maschinen. Wenn man den Polen eines Hufeisenmagneten eine Induktionsspirale abwechselnd nähert und wieder entfernt, so entsteht in der Spirale ein elektrischer Strom. Aber da die magnetische Kraft eines Stahl- oder Hufeisenmagneten nur verhältnismäßig gering ist, so waren auch die auf solche Weise erzeugten elektrischen Ströme nur schwach und nicht geeignet, für technische Zwecke Verwendung zu finden. Einen Fortschritt erzielte man, als man statt der Hufeisenmagnete stärkere Elektromagnete verwandte. Bei einem solchen wird der notwendige Magnetismus zunächst selbst erst durch einen elektrischen Strom erzeugt, der einer Hilfsmaschine oder einer Batterie entnommen und dem Magneten in Windungen zugeführt wird. Der so erzeugte Magnetismus wird dann erst die Quelle eines stärkeren elektrischen Stromes. Auf diese Weise war es nun zwar möglich, erheblich stärkere elektrische Ströme zu erzeugen als mittels eines einfachen Stahlmagneten, aber eine befriedigende Lösung des vorliegenden Problems war das ebenfalls nicht. Denn erstens war der so erzeugte elektrische Strom immer noch verhältnismäßig schwach und nicht im entferntesten mit der Energie-

macht der Dampfmaschine zu vergleichen, und zweitens war die Maschine infolge der notwendigen Hilfsvorrichtungen zur Erzeugung des ersten elektrischen Hilfsstromes außerordentlich kompliziert und umfangreich geworden. Um auf diese Weise Ströme von einigen Pferdestärken Leistung zu erzeugen, hätte die Maschinerie ganz ungeheure Dimensionen haben müssen. An diesen Überständen scheiterten die zahllosen Versuche zur Herstellung brauchbarer elektrischer Kraftmaschinen vollständig, und damit schien die befriedigende Lösung des Problems unmöglich. Da aber wurde auch dieser gordische Knoten durch den genialen Einfall eines Erfinders mit einem Schlag zerhauen und das Problem in überraschendster Weise erledigt. Werner Siemens warf den ganzen umständlichen Hilfsapparat der elektrischen Maschine beiseite und verwandte als Mittel zur Erregung des notwendigen elektrischen Feldes lediglich ein Stück weichen Eisens in Hufeisenform. Solches Eisen enthält von Natur aus immer eine kleine Spur von Magnetismus. Siemens' geniale Idee nun war es, mittels dieses sogenannten remanenten Magnetismus einen zunächst schwachen elektrischen Strom zu erzeugen, diesen zur Verstärkung des Magnetismus des Eisens zu benutzen, dadurch einen stärkeren elektrischen Strom, durch diesen wiederum ein abermals verstärktes elektrisches Feld zu gewinnen und auf diese Weise bis zu einem Maximum magnetischer Kraft zu gelangen, das nunmehr zur ergiebigen Quelle beliebig starker elektrischer Ströme werden konnte. Das war eine der genialsten Ideen, die je ein Erfinder gehabt hat, und ihre Verwirklichung die überraschend einfache Lösung eines der größten Probleme, die der Technik jemals gestellt waren. Jene Idee bedeutete die Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzips, das in der Folgezeit die Grundlage der gesamten elektrischen Kraftzeugung und damit unserer ganzen heutigen hochentwickelten elektrischen Kultur überhaupt zu werden bestimmt war.

*

In einer braunschweigischen Volksschule stellte einst ein Lehrer den Zöglingen seiner Klasse die Aufgabe, die Summe der Zahlen von 1 bis 100 zu berechnen. Für mindestens eine Stunde glaubte er die Schüler mit der so schwierig ausschenden Aufgabe beschäftigt und war daher erstaunt, als schon nach wenigen Minuten ein neunjähriger Junge vortrat und ihm im schönsten braunschweigischen Dialekt die Tafel mit den Worten: "Da ligget se!" auf das Ratheder legte. Möglich, daß der Herr Lehrer zunächst der Meinung war, daß der sige Kleine Kerl da vor ihm in den wenigen Minuten wohl weiter nichts als irgenddeinen blühenden Unsinn zusammengerechnet habe, doch beim näheren Hinsehen erlebte er ein Wunder. Das Resultat war vollkommen richtig, aber freilich in anderer Weise errechnet, als der Lehrer vorausgesetzt hatte, nicht durch mühsames Addieren der einzelnen Zahlen, sondern nach eigener, überraschender Methode. Die Ausrechnung zeigte folgendes Bild:

$$\begin{array}{r} 1 + 2 + 3 + \dots + 50 \\ 100 + 99 + 98 + \dots + 51 \\ \hline 101 + 101 + 101 + \dots + 101 \end{array}$$

Der kleine Rechentümmler hatte also zunächst die Zahlen von 1 bis 50 in einer Reihe hingeschrieben, dann in umgekehrter Reihenfolge die Zahlen von 51 bis 100 und dadurch 50 Summen von je 101 erhalten. Das Gesamtresultat mußte also 50×101 sein, was sich in einer Minute ausrechnen ließ, eine verblüffend einfache Lösung einer umständlichen arithmetischen Aufgabe durch eine geniale Anordnung der zu berechnenden Zahlengrößen. Der begabte Junge, der in solcher Weise einen gordischen Knoten zerhieb, hieß Karl Friedrich Gauß und ist später der größte Mathematiker geworden, den die Geschichte der Wissenschaft kennt. Er hat jene Methode, die schwierigsten mathematischen Probleme auf seine Art zu lösen, beibehalten, beispielsweise als er etwa zehn Jahre nach dem erzählten kleinen Ereignis eine seiner berühmtesten Entdeckungen, nämlich die der Siebzehnteilung des Kreises, mache und damit ein Problem löste, an dem sich an dreitausend Jahre hindurch die besten Mathematiker vergeblich versucht hatten. Wie damals in der braunschweigischen Volksschule, so hat Gauß auch dieses ungleich tiefere Problem durch eine genial einfache Anordnung der Rechengrößen gelöst, was mit den verwickeltesten Methoden der früheren Mathematiker nicht möglich gewesen war.

Es ist das Kennzeichen des Genies, einfache Mittel zur Lösung zu finden, und für diese Art der Problemlösung kann immerhin das Verfahren Alleganders, als er den Gordischen Knoten kurzerhand zerhieb, als vorbildlich bezeichnet werden.



Eins, zwei, drei, vier ...

Eine nachdenkliche Geschichte von Grete Jacques
Zeichnungen von H. Becker-Berke

gesährtin ausgesucht. Weiß, wollig, einem Schäfchen ähnlicher als seinesgleichen, umpurzelte er das mächtige Tier. Rechts, links, in Spiralen, geduckt, auf zwei Beinen, wie seine jugendliche Dummheit es ihm eingab. Und auf einmal bekam die alte Kuh Lust, mitzutun. Sie erhob sich langsam, ließ das eifrigste Hündchen herankommen, bepuschte es und machte dann einen blöden, mutwilligen Satz zur Seite. Schwer und plump bockte der braune Körper auf — vielleicht in einem unpassenden Angriff an verflossene Tage — und kam in einer lächerlichen Kurve wieder auf seine vier Füße. Das war nicht vorteilhaft, arme Kuh! Und auch nicht klug. Denn sieh, wie konntest du hoffen, den Vergleich mit der Gelenkigkeit dieses Tierleins auszuhalten, das, ganz Sehne und Muskel, ahnungslos deine Plumpheit verhöhnte!

Aber auf einmal hatte der spielfürstige Hund eine Käze erfaßt. Im Nu war die Kuh vergessen, und ein neues Treiben begann. Aber wie denn? War nicht das Hündchen plötzlich ein Hund? Denn um wieviel kleiner und lieblicher war die Käze! Gegen die Anmut ihrer loketten Stellungen wirkte des Hundes Beweglichkeit grob und täppisch. Die Zartheit ihres Fells war ein Gefieder, gemessen an des Hundes schwerem Kraushaar.

Bald wurde nun auch der schwerfällige Geselle lästig — nannte man ihn nicht eben noch das Hündchen? — und, heißal, sprang das Käze in einen nahen Baum. In die unterste Astgabel schob es sich wie ein Kügelchen Silberwolke hinein. Unten aber stand mit offenem Rachen, wilden weißen Zähnen, winselnd vor Gier und höchst unvorteilhaft in seiner Bierschrötligkeit, der weiße Hund. Nun



machte ihn die Natur lächerlich, die ihn eben vorhin noch so herausfordernd ausgezeichnet hatte. Nur weil er dumm genug war, statt einer plumpen Kuh ein silbergraues Käzechen zu seinem Spielgefährten zu wählen.

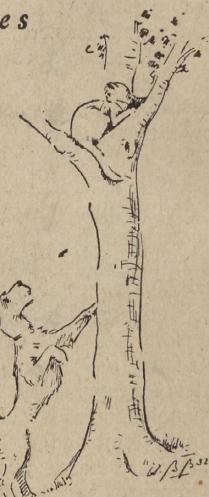
Nicht lange, so wurde das Käzechen unruhig. Sein Raubinstinkt sagte ihm, daß Beute nahe sei. Sehen konnte es kaum. Es blendete das Tageslicht. Rasch rollte die Kugel sich auf, ging in eine häßliche, geduckte Haltung über, und die Flanken zitterten dem Käzechen vor Tatendurst.

Nein, nicht mehr dem Käzechen. Der Käze, dem Räuber, der ein sehr zartes Vögelchen beschlich. Dieses war eine Meise von besonderer Art und Süße. Mit schwarzen Bändern über der Stirn, schwefelgelber Brust, rosa Flügelrändern, Perlauge, denen das Tageslicht nicht wehe tat, zierlicher Schwanzfeder, war es so lieb und vollkommen wie der Bruder eines Märchenvogels. Unbekümmert um den plumpen Gefellen da unten schaukelte es auf dem dünnsten Ausläufer der Äste, ohne Angst, ohne Schwere, der Luft verwandter als der Erde.

Käzechen, ach, wo ist mit einmal die Geschmeidigkeit deiner Glieder, wo der Flaum deines Fells? Schwerfällig sind deine Füße, massig ist plötzlich deine ganze Erscheinung.

Du übernimmst jetzt die Rolle des Hündchens, das am Vergleich mit dir zum Hund wurde. Und du bist kein silbergraues, feines Käzechen mehr, nur noch ein graue, dicke, böse Käze, weil du die Begriffe „zart“ und „lieblich“ abtreten mußtest an das winzige Wesen über dir, mit dem du dich — töricht genug — auf den gleichen Ast zu setzen wagtest.

Davor ist sehr zu warnen!



Berufsberatung für die Frau

Übernahme eines Reformhauses

Bin Mitte Zwanziger, aus gutem Hause, war bisher als Gutssekretärin tätig, verlor aber durch Krankheit meine Stellung und finde keine andere, obwohl ich ein Examen als Rechnungsführerin vor der Landwirtschaftskammer abgelegt habe. Mein Vater, Kaufmännischer Angestellter, ist ebenfalls stellungslos. Wir denken an Übernahme eines Reformhauses; wie könnte die Umstellung und Einarbeitung in die Branche am günstigsten vorgenommen werden? Wieviel Kapital braucht man für einen guten Mittelbetrieb? Wie sind überhaupt die Aussichten für die Reformbranche?

G. A., Dessau

Ihre Zuschrift läßt nicht erkennen, ob Sie bereits Fachkenntnisse auf dem Gebiete besitzen. Die Bekleidung der für die Reformunternehmen maßgebenden Anschauungen über „Lebensreform“ ist durchaus notwendig, da einerseits die für die Verkaufsstellen in Frage kommende Kundenschaft meist auch beraten sein will, andererseits vom Leiter eines solchen Unternehmens die Werbung neuer Anhänger und Abnehmer erwartet wird. — Einführung in dieses Gebiet vermittelt ein vierzehntägiger Kursus an der neueroöffneten „Fachschule für Reformunternehmen“ (Anschrift Blaumberg a. S., Thiestr. 9, Kurantalt Dr. Strünckmann). — Ein anderer Weg wäre der, als Volontarin in einem Reformhaus Fachkenntnisse zu erwerben. — Über die Aussichten der Reformbranche läßt sich nur soviel sagen, daß das Interesse des Publikums innerhalb bestimmter Kreise bereits erwacht ist; für das Endziel einer vermehrten Beachtung dieser Bewegung steht sich die „Reform, Vereinigung Deutscher Reformunternehmen GmbH.“ ein, die Ihnen über alles, auch über den Kapitalbedarf, Auskunft geben kann. Wir raten Ihnen zu einer Anfrage. Anschrift Berlin NW 7, Dorotheenstraße 30.

Vor der Berufswahl

Unser jüngster Sohn, 15 Jahre alt, im Auslande geboren und in Übersee aufgewachsen, kommt in der Schule schwer vorwärts; da er Schwierigkeiten mit der Muttersprache hat, auch durch Krankheiten in den Kinderjahren etwas ungewandt geblieben ist, wissen wir nicht recht, welchem Beruf wir ihn zuführen sollen. Natürlich denken wir an einen praktischen Beruf und wollen ihn nicht mehr lange auf der Schule lassen. Wir haben an die Uhrmacherkunst gedacht, doch dürfte die Handgeschicklichkeit nicht ausreichen; an Gärtnerei, falls seine körperliche Leistungsfähigkeit dies zuläßt. — Als Auslandsdeutsche wissen wir nicht, ob es Mittel und Wege gibt, um etwas anderes, Passendes für den Jungen zu finden. Bitte um Bescheid.

W. Berlin-T.

Wir verweisen Sie auf die öffentliche Berufsberatung, die in Berufssfragen aller Art fachkundigen Bescheid erteilt. Abteilungen für Berufsberatung sind allen Landesarbeitsämtern und örtlichen Arbeitsämtern angegliedert. Das für Sie zuständige befindet sich in Berlin-Niederkendorf, Humboldtstraße 91/93, Sprechst. Mittwochs 11—15 Uhr. Wir empfehlen Ihnen, nach persönlicher Rücksprache mit dem Dezernenten eine psychotechnische Eignungsprüfung Ihres Sohnes vornehmen zu lassen, und auf Grund des Ergebnisses diejenigen Berufe zur engeren Wahl zu stellen, die Ihnen als erreichbare Ziele bezeichnet werden. Es gibt solche, welche die abgeschlossene Volksschulbildung, andere, welche die mittlere Reife benötigen; auch hierüber, sowie über Ausbildungswägen, Kosten usw. wird Ihnen an der bezeichneten Stelle ausführlicher Bescheid erteilt werden. Da der Beruf nicht nur Unterhalt, sondern auch Lebensinhalt geben soll, ist es wichtig, die Entscheidung auch mit den Neigungen des jungen Mannes nach Möglichkeit in Einklang zu bringen.

Für den *Spätsommer*



Jugendliches Kleid aus zartblau und weiß getupftem Chinakrepp mit weißer Bluse

Rechts:
Kleid aus weißgrundigem Georgette mit neuartigem, grünrotem Muster. Dazu kleines grünes Jäckchen

Ganz rechts:
Elegantes Kleid aus pastellblauem Georgette mit apartem Blütenmuster

Modelle: R. M. Maassen, Berlin
Aufnahmen: Cläre Sonderhoff



Linke obere Ecke:
Tomatenrotes Marocainkleid mit kleinem, weißem Punkt. Puffärmel und Einsatz aus gestärktem Georgette. Sehr hübsch die fischhaartige Kragenwirkung

Links:
Sehr hübscher weißer Filzhut mit Samtblüten



Die sportliche Linie



Die beiden Aufnahmen zeigen zwei schöne, praktische Kleider für Haus und Beruf, angefertigt von E. Schoch-Karlsruhe aus den farbigen Deutsch-Handdrucken auf Gminderhalblinnen

*

M 38320. Die Kleidskunst des flotten Sportmantels aus weißem Flauschstoff besteht in dem großen, rückwärts hochgestellten Reverskragen. Raglanärmel und abgesteppte Ränder betonen die sportliche Schnittform. Je seitlich Taschen mit großen, abgesteppten Klappen bilden den Abschluß von lang abgesteppten, unten ausspringenden Falten. Ledergürtel. Erforderlich etwa 3,25 m Stoff, 140 cm breit. Beyer-Schnitt für 92, 100 cm



K 38320

K 28905. Die verschiedenseitige Anordnung dieses Modells aus weißem Kunstsiedenriß ruft die Wirkung eines Prinzesskleides hervor. Die Ausschnittlinie scheint an der rechten Seite gewunden. Die linkssitzige Knopfpatte hält einen schmalen Gürtel, die rückwärtige Tollfalte setzt sich auf dem Leibehenteil fort. Erforderlich 3,35 m Stoff, 94 cm breit. Beyer-Schnitt für 96, 104 cm

K. 28906. Weißer und farbig gestreifter Bobby ergeben das Kleid und seine Garnitur. Der rechte Vorderteil ist in schräger Schlußlinie mit viereckigen Knöpfen geschlossen. In gleicher Richtung setzt sich die Schnittform des asymmetrisch gearbeiteten Rockes an, der rechts seitlich durch eine Faltengruppe erweitert wird. Erforderlich 3,20 m weißer, 35 cm gestreifter Bobby, 80 cm breit. Beyer-Schnitt für 88, 96 cm Oberweite

K 28904. Sehr apart in der Form ist das Kleid aus weißem Vistra-Panama, dessen glockiger, hübsch geteilter Rock einem Leibchen aus farbigem, gleichem Stoff angesetzt ist. Hierdurch entsteht eine aparte Wirkung in den dreieckigen Ausschnitten des kurzen Jückchens mit rückwärts hochstehendem Kragen. Erforderlich 3,75 m weißer, 0,60 m farbiger Stoff, je 80 cm breit. Beyer-Schnitt für 92, 100 cm Oberweite

Beyer-Schnittmuster

sind von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl, Berlin SW 63, Zimmerstr. 35/41, gegen Voreinsendung des Betrages von 90 Rpf nebst 15 Rpf Porto zu beziehen



K 28906

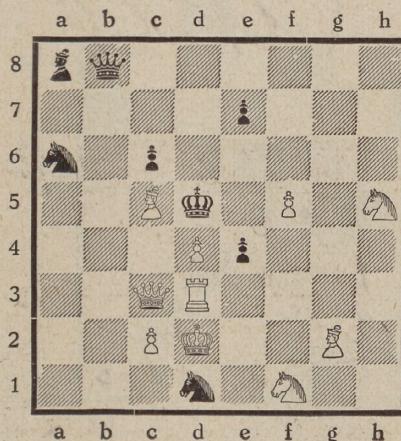


K 28905



Das königliche Spiel

Geleitet von F. Sämisch



Nr. 441 Partiestellung Nr. 55

Aus dem Meisterschachturnier zu Bern.

Weiß (Dr. Alechin): Kg1, Dc2, Te1, Tc6, Ba3, b2, e3, f2, g2, h2 (10). Schwarz (Prof. Naegeli): Kg8, Dd7, Td5, Td8, Ba6, b6, e6, f7, g7, h7 (10). Weiß am Zuge. Es folgte: 24. Tc6×b6?!) Td5-d1+ 25. Tc1×d1 Dd7×d1+ 26. De2-f1 Dd1-e2 27. h2-h3 g7-g6 28. Df1×e6 Td8-d1+ 29. Kg1-h2 Dc2×f2 30. Da6-e8+ Kg8-g7 31. Dc8-c8+ Kg7-h6 32. Dc3-e5 Df2-g1+ 33. Kh2-g3 Dg1-e1+ 34. Kg3-h2 De1-g1+ 35. Kh2-g3 Td1-d5! 36. Dg5-f4+ Td5-g5+ 37. Kg3-h4 Dg1×g2 38. Tb6×e6 Dg2-g1?? 39. Te6-f6! Dg1-e1+ 40. Df4-f2 Tg5-h5+ 41. Kh4-g3 De1-h1 42. Df2-f4+ Th5-g5+ 43. Kg3-f2 Dh1×h3 44. b2-b4 Dh3-g2+ 45. Kf2-e1 Dg2-b2 46. Tf6×f7 Dh2-c1+, um die Partie wurde remis gegeben.

Anmerkungen: 1) Sehr leichtsinnig gespielt; besser geschah h2-h3. Der Bauernraub sollte die Partie kosten. 2) Hier konnte der Schweizer Meister f7-f5! spielen und ein unbedeutbares Matt in spätestens drei Zügen anfündigen. Es droht dann nämlich das hübische Damengespenster Dg2-g3!! nebst Tg5-h5+, wogegen es keine Rettung gibt. Nach dem Tertzung muss er sich mit einem Remis durch ewiges Schach begnügen.

8

Nr. 440 Aufgabe Nr. 181

E. Brunner, Askona
("Basler Nachrichten").

Weiß: Kd2, Dc3, Td3, Lc5, Lg2, Sf1, Sh5, Bc2, d4, f5 (10).

Schwarz: Kd5, Db8,

Las, Sa6, Sd1, Be6, e4, e7 (8).

Matt in zwei Zügen.

Lösung folgt in der nächsten Nummer.

1



Am Spieltisch

Skataufgabe Nr. 67

A hat folgende Karten:

Bis Bube, Kreuz: As, Dame, 9, 8, Pilz: 10, König, Dame, 7, Herz: As.

Aufgabe: Wie hoch kann A sich reizen lassen?

Lösung der Skataufgabe Nr. 66

C wirft Herz 9 oder Karo 7 ab. Falls nunmehr die Karten der Gegenspieler nicht normal verteilt sind, wird C sein Spiel mit Schneider gewinnen.

Patience 38

"Masovia" (1 Spiel zu 52)

Aufgabe: Schichten mit Farbenzwang auf die fünfzen fassend bis zur Dame, auf die Sechzehn steigend bis zum Buben.

Ausführung: Nach Auslegen der dem Spiel vorher entnommenen Grundkarten paarweise zu einem Kreise, legt man vom Block unterhalb der Grundkarten eine waagerechte Reihe 9 offener Hilfsarten aus, oberhalb ihrer eine ebensohohe von 4. Diese Karten sind alle frei schichtbar darf man sofort schichten. Während man aber Freiplätze der oberen Reihe wieder belegen darf - mit Karten der unteren Reihe, vom Block oder Haufen her -, wird die untere Reihe nicht wieder ergänzt. Man kann nicht schichten, darf jedoch Freiplätze nicht aussparen.

Man wendet man Karten vom Block und verwertet sie bestens; nicht verwendbare kommen in einen Haufen, dessen oberste Karte frei ist. Nach einmaligem Verbrauch des Blocks muss man alle 8 Schichten vollenden können.

Winf: Hauptfache ist wohl durchdachtes Wiederbelegen von Freiplätzen der oberen Hilfskartenreihe!

27346

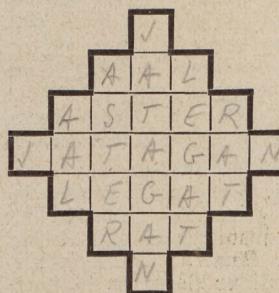
Magischer Diamant

a a a a a a a, e e, g g, j, j,
l l, n n, r r, s, t t t t

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Mittlaut, 2. Fisch, 3. Herbstblume, 4. ostindisches Krummschwert, 5. Vermächtnis, 6. Titel, 7. Mittlaut.

27490



Den Schnellverband „Hansaplast elastisch“ müssen Sie eigentlich überall haben, in der Hausapotheke, auf Wanderungen, beim Sport und Spiel und in der Werkstatt. Denn kleine Verletzungen sind leicht einmal möglich.

„Hansaplast elastisch“ ist stets gebrauchsfertig und schnell angelegt. Der Schnellverband trägt ein desinfizierendes Mullkissen auf elastischem Heftpflasterstoff. Dadurch schmiegt er sich faltenlos an und gestaltet jede Bewegung, ohne zu zerren oder zu verrutschen. Er schützt die Wunde, wirkt blutstillend und verträgt auch eine gelegentliche Durchfeuchtung beim Waschen oder Baden.

HE 276

Hansaplast elastisch

DER IDEALE SCHNELLVERBAND

Packungen in versch. Größen in Apotheken, Drogerien und Bandagengeschäften erhältlich.



DIE KLEINEN SCHERLDRUCKE

für Diele und Kinderzimmer

300 verschiedene Darstellungen in Größe 18:24 cm / Preis RM. 0.80-1.00
Man verlange Katalog franko gegen RM. 0.50. / Zu haben in allen Kunsthändlungen

KUNSTVERLAG SCHERL * BERLIN SW 68

Buchstaben-Gruppenrätsel

1. S	2. C	3. O	4. K	5. T	6. A	7. H	8. E	9. D	10. R	11. P
SC	KO	S	T	R	E	H	A	D	P	F
2. H	M	A	N	G	E	A	M	E	A	E
3. A	R	U	N	A	N	N	I	N	E	N
4. B	R	U	S	A	N	E	N	E	R	E
5. A	R	A	N	E	R	E	N	E	I	D
6. A	R	A	N	E	R	E	N	E	I	D
7. A	R	A	N	E	R	E	N	E	I	D
8. A	R	A	N	E	R	E	N	E	I	D
9. A	R	A	N	E	R	E	N	E	I	D
10. A	R	A	N	E	R	E	N	E	I	D
11. A	R	A	N	E	R	E	N	E	I	D

ac — an — an — br
— bu — de — de —
dr — eh — eh — en
— en — en — fa —
ge — ge — ge — gn
— go — ha — ha —
hu — ie — is — ke
— ko — ko — ko —
la — ma — mm —
mt — nb — ne —

ni — ni — nk — nt — nz — og — on — pa — pe — ra —
re — re — rg — sa — sc — sm — st — ta — ur — ur — us

Die Buchstabengruppen ergeben, richtig eingesetzt, in den senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung: 1. verzierte Pferdedecke, 2. Befehlshaber einer Truppenabteilung, 3. Behörde, 4. Naturscheinung, 5. Wettbewerb, 6. südamerikanische Landschaft, 7. Verabredung eines studentischen Zweikampfes, 8. Bewegung zu Beginn der Renaissance, 9. Strafanstalt, 10. Theatertitel, 11. Geraniengewächs. — Bei richtiger Lösung nennen die Buchstabengruppen der mit a beginnenden Mittelreihe eine preußische Provinz und eine Stadt in ihr.

022504

Pegasus und Flugzeug

Der französische Dichter, er lebte im vor'gen Jahrhundert,
Ist bei uns ohne „da“ rühmlich als Flieger bekannt. 27472

Silbenrätsel

a — as — ber — cha — che — con — da — di — dron
— e — e — ei — el — es — fäng — fer — ge — gen
gold — hoch — i — is — je — ko — lei — leib — lekt
— lev — li — lip — me — ne — ne — nis — ok — pel
pfei — ral — re — sche — sching — schmei — schmied —
schwa — se — ser — tav — te — tier — tram — zeit

Aus vorstehenden 51 Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Schiller ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Mundart, 2. Laubbbaum, 3. kleiner Laufvogel, 4. Huldigung, 5. griechisches Heldengedicht, 6. seltenes Familienfest, 7. Juwelier, 8. spanischer Tanz, 9. Kerker, 10. Buchformat, 11. Regelschnitt, 12. Kamel, 13. Schußwaffe, 14. Gartenblume, 15. altdeutlicher männlicher Vorname, 16. langes Musikstück, 17. Kavallerieeinheit. 26997

Kreuzworträtsel

1. S	2. P	3. U	4. R	5. L
3. B	4. A	5. N	6. O	7. R
7. B	8. A	9. S	10. E	11. R
11. T	12. A	13. N	14. I	15. D
15. A	16. L	17. A	18. B	19. K
21. M	22. O	23. R	24. E	25. N
26. A	27. S	28. I	29. G	30. V
31. G	32. E	33. R	34. A	35. S

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1. Fährte, 2. Kremboß, 3. Ostseebad, 4. Rambit, 5. alte Münze, 12. Wisskunst, 15. Stadt in Südtirol, 16. Glasflasche, 18. Sternbild des Tierkreises, 20. Schanfstätte, 22. Himmelskörper, 23. weiblicher Vorname, 25. schwedisches Königsgelehrte, 27. sagenhafte Seejungfrau, 28. Vertreter, 29. Schwimmvogel;

b) von oben nach unten: 1. Figur aus dem Fliegenden Holzländer, 2. Sperlingsvogel, 3. nordische Gottheit, 4. Stadt im Freistaat Sachsen, 5. englischer Adelstitel, 7. Nebenfluss der Weichsel, 8. Luftfahrtzeug, 10. Jäsel, 12. Stadt in Frankreich, 14. Konifere, 17. Singvogel, 19. männlicher Vorname, 21. Rätselart, 22. berühmte deutsche Sängerin, 24. Theaterplatz, 26. Gattungsbegriff. 27316

Der Wasserspeicher

Ein Gärtner sammelte das Wasser einer Quelle in einem großen Behälter. Als der Behälter voll war, verwendete er abends zum Gießen mehr Wasser, als im Laufe der Nacht und des Tages zugeslossen war, wodurch der Behälter nach dem zwölften Abend leer war. Wenn er an jedem Abend die doppelte Menge entnommen hätte, so wäre der Behälter bereits nach drei Tagen leer gewesen. Wie lange dauerte es, bis die Quelle den Behälter wieder aufgefüllt hatte, wenn sie immer gleichmäßig viel Wasser lieferte? 024289



Chlorodont

Die Folgen von Hitze und Staub legen sich lähmend auf den Körper und werden zur unangenehmsten Last beim

Reisen und Wandern

Wie eine Erlösung wirkt dann eine gründliche Zahnreinigung mit der herrlich erfrischend schmeckenden Chlorodont-Zahnpaste und eine kräftige Mundspülung mit dem belebenden Chlorodont-Mundwasser. Gerade nach einer längeren Reise oder einer weiten Wanderung wird die Chlorodont-Mund- und Zahnpflege zu einer Wohltat, gibt das Gefühl der Sauberkeit zurück und schafft

schöne weiße und gesunde Zähne

Zahnpaste

Tube 50 Pf. große Tube 80 Pf.

Mundwasser

hochkonzentriert

Zahnbursten

Bürste 90 Pf. Kinderbürste 54 Pf.

Sanatorium und Klinik „Waldfriede“ die neuzeitlich eingerichtete Heilanstalt für den Mittelstand.

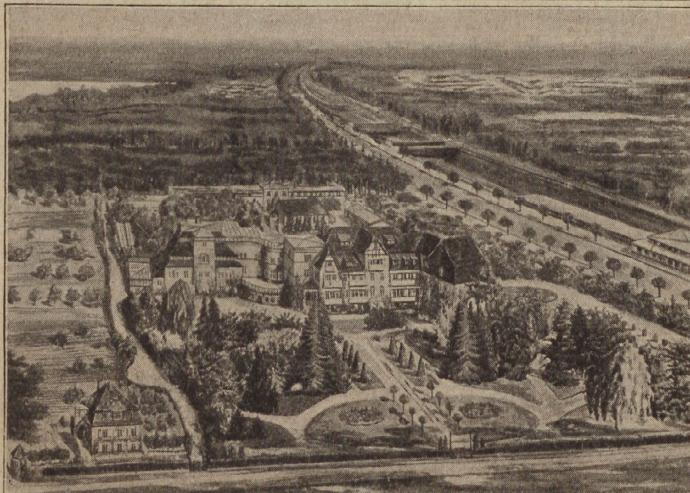
Berlin-Zehlendorf, Fernspr. G 4 Zehlendorf 3536.
Alsenstraße 99—109 (Am Untergrundbhf. „Krumme Lanke“).

Gemeinnützige Privatkrankenanstalt für innere, chirurgische und Frauenkrankheiten sowie Entbindungen.

Fachärztliche Leitung. Neuzeitliche Ausstattung, Heilbäder, Massagen, elektr. Behandlungen aller Art, Lichtbehandlung, Röntgeneinrichtung für Untersuchungs- und Behandlungszwecke, Diätbehandlung. Offene und gedeckte Sonnenungsterrassen. Unvergleichlich schöne Lage in 35 000 qm großem Park inmitten ausgedehnter Waldungen.

Tagesfaß I. Kl. RM 12,— bis 15,—
Tagesfaß II. Kl. RM 10,—
Tagesfaß III. Kl. RM 7,—

Von sämtlichen Krankenkassen als
Krankenhaus zugelassen.



Privatkrankenanstalt Sanatorium und Klinik „Waldriede“, Berlin-Zehlendorf-West

Rößelsprung

	ſe	wei	dar	gut	für	o		
ift	ü	für	bo	nen	fannſt	halt	la	
und	es	ca	es	ber	es	der	trag	du
flaich	ſo			vor	und		chen	mit
halt	du		ſar	leg	chen	es		wei
	Ien	re	nichts	zieht	nimm	hu		mor
	fannſt	das	drum	te	ma	ſe		27258

Verwandlung

Streichst einen einzigen Laut du von unserem westlichen Nachbarn,
Bleibt Verlangen und Wunsch, zügelloss in seiner Art. 023792

Auflösungen aus Nr. 32

Ergänzungsaufgabe: Realsschule, Hessebarde, Amtsvorsteher, Vertheidigung, Telegraphie, Wilhelmeneiung. — Alle Vorteile helfen. — Silberrätsel: Bernauer ist dem Sterblichen die Zukunft. — 1. Berrat, 2. Einbaum, 3. Realgymnasium, 4. Marionette, 5. Alchin, 6. Utah, 7. Engerling, 8. Rennbahn, 9. Tradition, 10. Judia-ner, 11. Stieglitz, 12. Dergelt, 13. Dokument, 14. Erika, 15. Manuscript, 16. Sonnenur, 17. Tiefano, 18. Epitaph. — Kreuzworträtsel: a) 1 Medea, 4 Ries, 7 Aron, 8 Flane, 9 Tube, 11 Alter, 13 Steg,

Für Rätselfreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“
Einzelnummer 20 Pf., monatlich 75 Pf., durch alle Buchhandlungen,
Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

15 Noah, 18 Ader, 21 Urne, 23 Largo, 26 Lear, 27 Beton, 28 Gans,
19 Gris, 20 Lotte; — h) 1 Maia, 2 Ernst, 3 Enie, 4 Riesa, 5 Enge,
6 Serge, 10 Urne, 12 Tran, 14 Thor, 16 Orla, 17 Grube, 19 Delos,
20 Agent, 22 Ufer, 24 Argo, 25 Dese. — Urlaubstreise: Schwarzwaldkurtort — Schwarzwald, Waldturm, Kurort, Schwarzwald, Ort, Wab,
— Rößelsprung: Zweier Wege. Aus dem Leben heraus sind
der Tod, Siehe, daß du beizeit noch frei auf dem ersten entspringst, Ehe
die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt. Fried. Schiller.



Wollen Sie wissen, wie man die Wirklichkeit des ewigen Geistes erlebt, inmitten der Alltagswelt und fern aller Frömmelei, dann greifen Sie nach dem neuen Buch „Der Weg meiner Schüler“ von Bô Yin Râi!

Es ist freilich ein Buch für nüchtern klare, allem Phantastischen abgeseigte Menschen. Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder von uns direkt. (Preis RM 6.-) Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816) Basel-Leipzig.

Bei chron. Verstopfung
und Fettleibigkeit.

wirken seit 50 Jahren
glänzend Boxberger

Kissinger Pillen und Entfettungs-Tabletten

Einfach
morgens oder
die Kopfhaut abends
Trilysin mit
befeuachten –
das hilft!

Der Haarausfall hört auf
Die Schuppen verschwinden
Die Haare wachsen wieder

Trilysin ist überall zu haben!
Große Flasche RM 3.24. halbe Flasche RM 1.94.

Billige Briefmarken

Hugo Siegert, gegründet 1893
Altona (Elbe) Altonaer Str. 10



Korpulente!

Ohne Diät habe ich in kurzer Zeit 18 Pfund abgenommen. Aus Freude und Dankbarkeit, denn ich verkaufte nichts, teileich jedem kostenlos mit, wie ich es erreichte.
Frau M. V. Kosters, Berlin-Friedenau, Menzelstraße 22

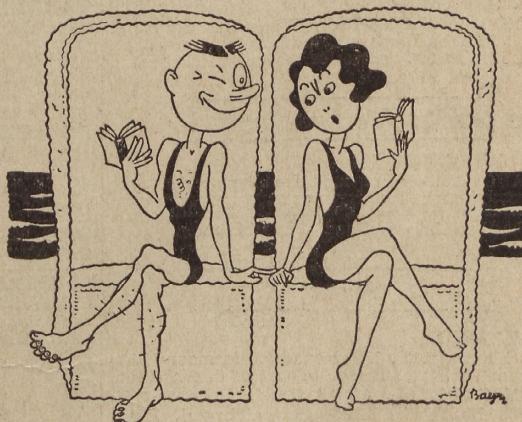
卷之三

Unangenehmen Schwäche

Geruch beseitigt auf

Gisa - Pudersstab.
Fest-Puder in Aluminium-Schiebedosen, der tägliche Begleiter in d. Handtasche gepflegter Frauen. Als Rasier-Puder u. gegen Wundlaufen bestens bewährt.
Eine Dose 25 x 65 mm
DM. 0.90.

R.M. 0.80
Adler-Apotheke
Versand-Abteilung
Amberg, Opt. Bayern



Willst Du Erfolg bei diesem Kind,
dann kauf Dir „LEBEWOHL“⁺ geschwind,
denn Liebe ist nicht halb so blind,
wie Deine Hühneraug'n es sind.

***)** Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Aerzten empfohlene Hühneraugen-Lebewohl und Lebewohl-Ballenscheiben, Blechdose (Pflaster) 68 Pfg., Lebewohl-Fußbad gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das **echte Lebewohl in Blechdosen** und weisen andere, angeblich „ebenso gute“ Mittel zurück.

Die Wirtschaftsprüferin.

Der Gedanke, einen Stand von Wirtschaftsprüfern ins Leben zu rufen, ist eine Folge der jüngsten deutschen wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Zeit wie die unsrige mit ihren verschiedenen Krisenerscheinungen ließ eine Aktienrechtsreform entstehen, machte die Kontrolle der deutschen Aktiengesellschaften notwendig, der Großbanken und der Privatbanken, der Unternehmungen des Einzelhandels und der Industrie. Die Wirtschaftsprüferin soll die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Durchführung und Kalkulation nachprüfen und in Prüfungsberichten auch Ratschläge für die künftige Gestaltung geben. Die Wirtschaftsprüferin, die zum Beispiel von einem Bankhaus zur Prüfung des Buch- und Bilanzwesens herangezogen wird, hat Einblick in die Depots der Firma, muß Kontrolle darüber führen und die Ergebnisse ausführlich schriftlich niedergelegen. In Deutschland hatte man bisher nur die vereidigten Bücherreviseure und Bücherrevisorinnen, Amerika hatte neben diesen Revisoren die staatlich autorisierten Berufsrevisoren. Österreich, Italien und Holland, und nicht zuletzt die Vereinigten Staaten, kennen feste Systeme in der Tätigkeit der Wirtschaftsprüfer.

Obwohl das Tätigkeitsfeld der Wirtschaftsprüferin sich völlig in den Bahnen bewegt, die der Frau von heute schon seit Jahren offenstehen, bietet der neue Beruf doch allerhand Schwierigkeiten, die bei der Wahl von vornherein in Betracht gezogen werden müssen. Der Beruf ist ein freier Beruf, wie der des Arztes oder Anwalts, ohne feste Bezahlung. Verbindungen und Empfehlungen sind bei ihm daher von größtem Nutzen. Die Zulassung ist nicht ohne weiteres möglich, und bei den zu bestehenden Examen werden Anforderungen der verschiedensten Art gestellt. Betriebs- und nationalökonomisch geschulte Buchfachverständige, Frauen, die heute die Handelshochschule besuchen oder durch das Universitätstudium nationalökonomische Kenntnisse besitzen, sind für den neuen Beruf vorgebildet. Sie müssen aber daneben ein hohes Maß von Allgemeinbildung besitzen, über juristische Kenntnisse, im besonderen unter Berücksichtigung des Rechnungswesens, verfügen, müssen Geschicklichkeit in der Durchführung der anvertrauten Aufgabe, praktische Erfahrungen, Menschenkenntnis und gesellschaftliche Fähigkeiten besitzen, daneben persönliche Zurückhaltung, Gewissenhaftigkeit und Diskretion. Sie müssen gewandt im Ausdruck sein, wenn sie Berichterstattungen vornehmen. Manchmal kann das Abschlußexamen an der Handelshochschule erlassen

werden, das ja heute ohnedies viele Frauen machen. Seit dem 30. Juni 1931 ist in Berlin die Hauptstelle für die öffentlich bestellten Wirtschaftsprüfer unter dem Vorsitz des Präsidenten der Handelskammer ins Leben gerufen. Zulassungstellen sollen an einigen Industrie- und Handelskammern errichtet werden, die durch einen Arbeitsausschuß die Auswahl und Prüfung der Bewerberinnen übernehmen. In den Bewerbungsschreiben hat sich der Bewerber zu jedem einzelnen für ihn in Betracht kommenden Punkte der Zulassungsbedingungen ausreichend zu äußern, zugleich mit dem Bewerbungsschreiben muß ein lückenloser Lebenslauf unter Beifügung von Abschriften der erhaltenen Zeugnisse sowie gegebenenfalls von einschlägigen schriftlichen Arbeiten oder Veröffentlichungen eingereicht werden, ein polizeiliches Führungszeugnis, in dem besonders bescheinigt sein muß, daß für den Bewerber Strafen nicht vermerkt sind, schließlich eine Liste der Personen und Firmen, die den Bewerber bei der Industrie- und Handelskammer empfehlen. Der Zulassungsausschuß setzt sich zusammen aus verschiedenen Vertretern des Wirtschaftslebens und hat das Recht der Zuwahl. Präsident, Referent und Korreferent urteilen über die von den Bewerberinnen vorgelegten schriftlichen Arbeiten, während der sogenannte Prüfungsausschuß aus sieben Mitgliedern bestehend, nach bestandener Prüfung die Akten mit einem Bericht der Zulassungs- und Prüfungsstelle zur Bestellung und Vereidigung der Bewerberin an die zuständige Stelle weiterleitet.

Für die so vorbereitete Wirtschaftsprüferin wird natürlich das Mindestalter von dreißig Jahren gefordert neben der betriebswirtschaftlichen Ausbildung.

Die Ausbildung der Wirtschaftsprüferin ist nicht billig. Zugleich mit der Anmeldung an die zuständige Industrie- und Handelskammer ist eine Anmeldegebühr von 20 RM zu entrichten, und die Zulassungs- und Prüfungsgebühr beträgt 400 RM; hierbei müssen 200 RM bei der Zulassung zur Prüfung und 200 RM vor dem Termin der mündlichen Prüfung an die betreffende geschäftsführende Industrie- und Handelskammer gezahlt werden. Jedoch auf Antrag des zu Prüfenden kann die zweite Rate der Zulassungs- und Prüfungsgebühr zurückgezahlt werden, wenn sich der Prüfling von der mündlichen Prüfung zurückzieht. Die 400 RM sind jedoch verloren, wenn die Prüfung nicht bestanden ist oder die Kandidatin nach den schriftlichen Arbeiten zurückgewiesen wird.

Dr. Olga Bloch

Scherls Reiseführer

Die Reihenfolge gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse. Prospekte der nachstehend aufgeföhrten Inserenten sind kostenlos durch **Scherls Reisebüro am Dönhoffplatz, Berlin SW 19** oder direkt zu beziehen.

Nordsee

WYK a. FÖHR

NORDSEE-KINDERHAUS, 6 Woch. Kurauenth. f. nur 135 RM, kleiner Kreis, ärztl. Aufs., Unterricht, Gymnastik, Bäder. Schwester Walburg Michelmann.

Mitteldeutschland

BAD WILDUNGEN

PARKHOTEL A. Kurpark, jd. Kom.-Pens. v. M. 7.50 an.

EISENMOORBAD PRETZSCH (Elbe)

Das bestbewährte Heilbad. Pauschalkuren.

Harz

RÜBELAND

Deutschlands größtes Naturwunder. Hermannshöhle u. Baumannshöhle. Prosp. v. Ort d. d. Harzklub. HOTEL BODETAL, 85 B., fl. W. Pens. 5-7 M. HOTEL HERMANNSHÖHLE, gutbürgerl. Haus, vorz. Verpf. Pens. v. M. 5.— bis M. 7.—.

SCHIERKE (Oberharz)

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Haus. Fl. W. Preise ermäß. Prosp. Eigent. Conrad Schinke. Tel. 315

Thüringen

FRIEDRICHRODA

Alt. Luftkurort. Schnellste Verbindung. Elektr. Fernbahn Gotha-Friedrichroda. Ermäß. Kurtaxe.

Thüringen

TABARZ, Thüringer Wald

KURHOT. SCHIESSHAUS, d. führ. Fam.-H., 100 Z.

Rheinland

ASSMANNSHAUSEN-RÜDESHEIM

JAGDSCHLOSS NIEDERWALD, das neuerrichtete Waldhotel, an d. schönst. Stelle d. Rheins, a. Nat. Denkmal. Jed. Komf. Idealer, ruh. Erholungsort. Pension ab 6.- RM. Prospekt 211 anfordern.

BAD NEUENAHR

SANAT. DR. KÜLZ, für Zuckerkrank, ganzjährig.

WIESBÄDEN

SCHWARZER BOCK. Besuchtestes Kur- u. Passantenhotel. 280 Betten. Jed. Komf. Kleine Pension inkl. Thermalbad ab RM 8.— Jahresbetrieb.

Bayern

BAD KISSINGEN

ALLEE-KURHAUS, Bismarckstr. 11. Tel. 2009, Vzgl. Vpf. Allerb. Lage. Voll. Pens. 6.50-8.50. Gar. frei. Prosp.

BAD TÖLZ

HAUS WARTBURG, beste Lage, aller Komfort, Pension ab RM 6.—.

Schwarzwald

FELDBERG (Höhe 1500 Meter)

HOTEL HEBELHOF. Pens.-Pr. ab 7.50 RM.

Bodensee

ÜBERLINGEN

das deutsche Nizza, herrlich gelegen, interessante alte Stadt. Strandbad. Prosp. Städt. Verkehrsbüro, Abteilung 19.

BAD-HOTEL I. Haus, all. Komf., direkt a. See.

Österreich

BREGENZ

PFÄNDERBAHN. Seilschwebebahn auf d. schönst. Aussichtsberg b. Bodenseegebietes (1060 m). Alpengasthof neben d. Bergstation.

Tschecho-Slowakei

KARLSBAD

HOTEL POST. 180 Z. Garage. Ganzjähr. geöffnet.

Schweiz

LAUSANNE-OUCHY

HOTEL MIRABEAU, I. Rgs. Pens. v. Frs. 14.- an. ROYAL HOTEL, allererst. Rgs. Frs. 17.- bis 25.- SAVOY HOTEL, Luxushaus, Frs. 18.- bis 28.-

Frankreich

VICHY

HOTEL DES CÉLESTINS, dicht am „Park des Célestins“.

Die „Gartenlaube“ liegt in allen vorgenannten Hotels, Pensionen, Sanatorien usw. zur Lektüre aus.